Mitauische

Monatsschrift.

Julius, 1784.



Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Völkerſambiſches Diarium.

(Fortſetzung.)

Den funfzehnten dieſes beſuchte ich den kaiſerl. Herrn Geſandten, Liſola. Nach beyderſeits abgelegten Komplimenten bat ich ihn, ſeiner mir ſchon zu Königsberg gethanen Erklärung zufolge, des fürſtl. Hauſes und Kurlands Beſtes zu beherzigen, und bey dieſen Traktaten vor allen Dingen die Befreyung meiner Herrſchaft zu befördern, und dann fernerweit des fürſtl. Hauſes Intereſſe zu beobachten, und mit Rath und That möglichſt Beförderung zu thun. Er antwortete, daß es ihm zuförderſt gar lieb und angenehm wäre, die gute Freundſchaft mit mir fortgeſetzt zu ſehen, und wünſchte, daß bey dieſem angetretenen neuen Jahre alle vorerlittene Unglücksfälle des Herzogs in Freude und Wonne möchten verwandelt werden. Was aber die Befreyung betreffe, ſo ſey er zwar der Herzoginn, die er zu Königsberg kennen gelernt,

höchlich

höchlich verbunden; er wolle auch, so viel als möglich, des Herzogs Interesse, als wenn es die kaiserl. Majestät selbst betreffe, in Acht haben; er finde aber beyde königl. Majestäten sowohl, als die Herren Kommissarien und alle Senatoren in dieser gerechten Sache dermaßen eifrig und beständig, daß sie wohl nicht viel Erinnerung würden vonnöthen haben. Das aber wolle er mir vertrauet haben, daß Ihro Majestät gestern aus Holland Schreiben bekommen, die in öffentlicher Versammlung verlesen worden; darinn enthalten wäre, die Holländer wollten zwar gern den Frieden unter den nordischen Königen befördert sehen, allein der König von Schweden wolle auch den Rothschildischen Frieden behaupten, und begehre vom Könige von Däne, mark eine Million baaren Geldes; welches aber die Mediatoren als unbillig verworfen hätten. Sonst solle der König von Schweden sich haben verlauten lassen, vom Herzogthume Kurland nicht abzustehen, weil es ein Pertinens von Livland sey; doch wolle er von dem Gelde, das die Polen wegen Preußen ihm geben sollten, dem Herzoge Eine Million geben, wofür er sich in Hinterpommern wieder was

kaufen

kaufen und davon leben könnte. Ihro Majestät aber hätten sich sehr darüber ereifert und gesagt, das solle nimmermehr geschehen. Er wolle lieber keinen Frieden haben und die Traktaten aufheben, als Kurland von der Krone Polen abkommen lassen. Mit den Traktaten selbst stehe es so weit, daß, obwohl in der Schweden Vollmacht große Defekten gefunden würden, die Polen doch bereit wären, solches an die Seite zu setzen und nicht weiter bey den Präliminarien sich aufzuhalten, sondern in Gottes Namen zur Sache zu schreiten. Er wolle, da er gleich zur Session gehen werde, zuschauen, daß vor allem des Herzogs Befreyung möchte befördert werden. Ich bedankte mich wegen dieser Kommunikation und freundlichen Anerbietens zum dienstlichsten, und bat, daß doch, ehe die Traktaten angiengen, des Herzogs Loslassung ernstlich gesucht werde, zumalen die Schweden an den Herzog keine Prätension hätten, und dann auch bey den Münsterschen Traktaten ein gleiches geschehen sey. Der Herr Legat erwiederte: Es sey billig und er wolle es auch seines Theils erinnern; ich sollte mich aber auch deswegen zu dem Herrn Woiwoden von Posen

verfü-

verfügen, weil gewiß noch heut, oder morgen, die Propositionen würden ausgegeben werden.

Hierauf fuhr ich sofort nach Mittage zum Herrn Woiwoden, um von ihm zu vernehmen, wie man anitzt mit den Traktaten stünde; der mir denn, als mein beständiger großer Gönner, alles und jedes vertraulich eröffnete. Nämlich: Ob zwar die Vollmachten mangelhaft befunden, die Schweden aber sich erklärt hätten, solches bald zu ändern und andere untadelhafte zu verschaffen; so hätten sie solche in so weit angenommen, und wollten nun zur Sache schreiten, und sollten in künftiger Woche von beyden Theilen in Schriften die Propositionen gethan und gegen einander ausgegeben werden. Die Propositionen von dieser Seite hatte der Herr Woiwode gar stattlich aufgesetzt, und er ließ mich sie lesen. Da nun war gesetzet: Erstlich, die Injuria, die dem Könige selber wiederfahren, indem man seinen hochseligen Herrn Vater, König Sigismund, nicht allein des Königreichs Schweden entsetzet, sondern auch wider die ganze königl. Familie ein so gar beleidigendes Dekret öffentlich ausgegeben und den Krieg in Lievland angefangen ha-

be, zweytens: die Injuria, die dem Reiche und der Republik Polen wiederfahren, indem der Schwede sie ohne alle Ursache zu bekriegen angefangen, den Weg auch endlich in Preußen genommen, so viel Stillstandspakten gebrochen und zuletzt den Herzog von Kurland gefänglich genommen und weggeführet habe. Darauf folgten die Postulata, unter denen das erste war, daß der Herzog mit den Seinigen, auch Schlössern, Land und Leuten, alsofort, ehe denn die Traktaten angehen, restituirt werden solle. — Der Herr Woiwode bat, ich möchte zum öftern zu ihm kommen und mit ihm essen; so hätte er die beste Zeit, mit mir zu reden. Inmittelst begehrte er, ich möchte auch zu dem holländischen Gesandten gehn und denselben dahin zu bewegen suchen, daß, weil der König zu Polen ihn als einen Mediatoren passiren lassen, die Schweden aber ihn nicht annehmen wollten, er doch tanquam pars interced. erscheinen wolle.

Den sechzehnten hatte ich Audienz bey dem Herrn holländischen Gesandten. Nach abgelegten Kurialien, nachdem ich mich versichert hielte, die Schweden würden Sr. Excellenz sowohl zur Mediation

diation annehmen, gleichwie es Ihro Majestät gethan: so wollte ich auch nicht zweifeln, es würden bey diesem hochheilsamen Geschäffte die Hochmögenden Herren Generalstaaten auch insonderheit aus tragender christlichrr und billiger Kondolenz mit dem großen Unglücke, das dem fürstl. Hause Kurland von dem Schweden zugefügt worden, ihm anbefohlen haben, auf Sr. Fürstl. Gnaden Interesse ein hochgünstiges Auge zu haben, und zuförderst des Herzogs Befreyung und gebührliche Satisfaktion zu befördern, welches denn alles durch Ihro Hochmögenheiten große Autorität, und seine, des Herrn Legaten, Sorgfältigkeit desto fruchtbarer würde können bewerkstelliget werden: darum ich auch im Namen meines unschuldig gefangenen Herrn ferner dienstlich bat, mit der Versicherung, daß es Ihro Fürstlichen Gnaden nebst seinem ganzen Hause mit stets dankbarem Gemüthe erkennen würden. — Der Legat beklagte im Namen seiner hohen Prinzipalen zum höchsten das Unglück, das uns von unsern Feinden, den Schweden, wäre zugefügt worden, versicherte mich, daß es seinen Herren Principalen sehr zu Herzen gangen wäre, und sie ihn insonder-

sonderheit instruirt und befehliget hätten, allen mög-
lichen Fleiß anzuwenden, daß Ihro Fürstl. Gnaden
ohne allen Verschub in Freyheit gesetzt, und was
weiter Dero Interesse seyn möchte, bester maßen
gefördert würde. Was sonst die Mediation betref-
fe, so wäre nicht ohne, gleichwie Ihro Königl. Ma-
jestät in Polen die Herren Generalstaaten darum
ersuchet und dieselben ihn auch zu solchem Ende her-
gesandt, also hätten auch Ihro Majestät seine Per-
son gnädigst angenommen. Zu den Herren Schwe-
den wäre er auch hinausgefahren, welche denn auch
seiner Person gar höflich begegnet hätten: was aber
die Mediation betreffe, zweifelten sie zwar nicht, ihr
König werde damit wohl zufrieden seyn; allein sie
hätten in zehn und mehr Wochen vom Könige keine
Nachricht, erwarteten aber ehestens von demselben
Schreiben und Erklärung, so wie sie verhofften, und
womit der Herr Legat werde können zufrieden seyn.
Er vermeynte daher, daß er einen geringen Verzug
ihnen vergönnen müße: weilen er aber heut gewis-
se Nachricht erhalten, daß die Post aus Dänemark
wohl überkommen sey, so verhoffe er, die Herren
Schweden würden auch von ihrem Könige Briefe

bekom-

bekommen haben; sobald er nun von ihnen die Resolution erhalten, würde er ferner seiner habenden Instruktion gemäß, sich zu verhalten wissen.

Den siebzehnten war ich wieder bey dem Herrn Woiwoden, berichtete ihm, was der holländische Gesandte mir gesagt hatte, und bat immittelst abermal, sie möchten in ihren Propositionen die Restitution meines Herrn doch zuerst setzen: worauf er sagte, daß in den Beschwerden (Grauaminibus) der Herzog die erste Stelle nicht haben könne; es müßten des Königs und der Republik ihre vorhergehen, und dann erst des Herzogs seine folgen. Aber in den Postulaten solle des Herzogs Restitution die erste Stelle haben; wobey ich es bewenden lassen müße. Dabey gab er mir so viel Nachricht, ich solle sehen, die beyden Kanzler, insonderheit den Litthauischen, zu gewinnen, damit sie nicht bey dem Werke, wenn es am schwersten und nöthigsten, die Hände sinken ließen. So viel seine Person betreffe, solle kein Mangel erfunden werden; er sey aber nur ein Mensch.

Den achtzehnten machte ich den kurbrandenburgischen Gesandten meinen Besuch, und blieb bey

ihnen

ihnen zum Essen; da es denn allerhand Diskurse gab. —

Den neunzehnten ward die Leiche des Herrn Generals von der Artillerie, Grodzyski, mit vielen Feyerlichkeiten aus der Stadt geführt.

Den zwanzigsten war ich beym Litthauischen Herrn Kanzler Pac. Derselbe wies mir die Propositionen, die sie den Schweden durch die Mediatoren von Frankreich heut hatten übergeben lassen, welche denn mehrentheils in allem meinem dem Herrn Woiwoden eingereichten Memoriale gemäß abgefaßt waren. Er konteſtirte seinen großen Fleiß, den er vermeynte dabey gethan zu haben, und erbot sich fernerweit, alles mögliche zu des Fürsten Befreyung und des Landes Aufnehmen treulich zu thun. Er gab aber auch dabey zu verstehen, daß man hinwiederum seine Mühe dankbarlich erkennen müße; — welches denn auch, Gott gebe nur die Befreyung unsrer gnädigsten Herrschaft und den lieben Frieden, wohl regulirt werden wird, und dürfte der Pfenning nicht übel angewandt seyn, da man das dafür kaufen kann. —

Desselben Tages um zehn Uhr kam der Däni,

sche

sche Herr Abgesandte zu mir, und gab mir die Revisite. Wir hatten allerley Gespräche: insonderheit beklagte er sich sehr, daß man bey diesen Traktaten keinen Regard auf seinen König haben, und einen Partikularfrieden schließen wolle, da doch der König in Dänemark durch die Polen zu diesem unglücklichen Kriege kommen sey. Er habe Ihro Königlichen Majestät und den Herren Senatoren allhier vor zween Tagen ein Memorial eingegeben; sobald er nur Resolution erhalten, wolle er wissen, seine Sachen darnach zu richten. Er sagte mir auch, daß gewiß ein Spanischer Gesandter hieher kommen werde, um einen Generalfrieden in der Christenheit zu bewirken; immittelst würde Frankreich mit Geld und Volk Schweden beyzustehn nicht unterlassen. Er erbot sich endlich zu aller freundlichen Konversation und Kommunikation, und ich bat ihn, mich öfters zu besuchen; welches er auch zu thun versprach.

Den zweyundzwanzigsten dieses war ich bey dem Kaiserlichen Gesandten, dem Herrn Grafen Kolowrath. Nach abgelegten Komplimenten bat ich ihn, seiner mir zu Warschau gethanen Zusage nach, mei-

ner gnädigsten Herrschaft Loslassung und Restitution aus allen Kräften befördern zu helfen. Dieser bedankte sich der Visite, erinnerte sich gar wohl seiner vorigen Zusage, und that die Erklärung, allem, was ihn desfalls von Kaiserliche Majestät wäre aufgegeben worden, treulich nachzukommen, mit dem herzlichen Wunsche, daß er so glücklich seyn und für Sr. Fürstlichen Gnaden etwas Gutes bewirken möchte.

Den dreyundzwanzigsten war ich beym Herrn Referendarius Morstzyn, und empfahl ihm wiederum meines Herrn Sache, welcher sich auch allen höchsten Fleißes nach Möglichkeit erbot.

Am vierundzwanzigsten war ich beym Litthauischen Herrn Großkanzler und brachte ihm die Zeitung von Uebergabe des Schlosses Mitau, welches ihm denn sehr lieb und angenehm war.

Den fünfundzwanzigsten hatte ich Audienz beym Herrn Kronmarschall Lubomirski, welcher mich mit vieler Achtung empfieng, meiner gnädigsten Herrschaft Unglück sowohl, als den durch den leidigen König dem ganzen Lande verursachten Ruin herzlich bedauerte und sich nach höchster Möglichkeit Ihro

Fürstlichen Gnaden Wunsch, so wie des armen Landes Wohl zu befördern versprach.

An demselben Tage ließen mich Ihro Königliche Majestät, als ich eben nebst andern Kavalieren in die Antichambre aufgewartet hatte, zu sich fordern, gratulirten mir, daß Mitau übergegangen sey, und wünschten, daß der Herzog mit seiner lieben Gemalinn und Kindern wieder zu Mitau seyn möchte. Er fragte ferner nach einem und andern, wie es mit Bauske stehe, und was für Anschein zur Uebergabe sey. Nachdem ich über dieß alles meinen Bericht abgestattet hatte, erwähnte ich gegen Ihro Majestät von des armen Landes verderblichen elenden Zustande. Ihro Majestät aber sagten: Was soll man thun? wo unsre Polen hinkommen, da geht es auch nicht anders zu. Sobald Gott nur giebt, daß Bauske übergeht, wollen Wir schon sehen, Deinem Lande eine Erleichterung zu geben. Ferner fragten Ihro Majestät, was mir von diesen Traktaten dünke? Ich antwortete: Ich hoffe den Frieden. Ihro Majestät erwiederten: Gott gebe; ich habe ihn auch gehofft, mehr als jetzt. — Aber was für einen Frieden wollet ihr wünschen,

einen

einen allgemeinen, oder Partikularfrieden? Ich antwortete: Gnädigster König, es ist nicht meines Thuns, zu sagen, welcher Friede am dienlichsten und sichersten sey; — nur blos wünschen darf ich einen Frieden, er sey denn auch, wie er wolle; weil meiner Herrschaft Freyheit und Wohl darauf beruht. Der König sagte, es sey wohl wahr, er wolle auch darnach streben, so viel, als möglich; Er könne aber nicht wohl von den Alliirten abtreten, und die von schwedischer Seite machten ihm so viel Umschweife und mengten allerhand Impertinentien mit ein, daß man sich fast nicht darin richten könnte. Doch wollten Sie die Hoffnung nicht sobald fallen lassen, und der ganzen Welt zu erkennen geben, daß Sie nicht schuldig wären, wenn solche Traktaten zerrissen würden. Bey dieser Gelegenheit bat ich abermalen, Ihro Majestät wollten sich doch aus vorangegangener Besorgung der ungewissen Traktaten noch gnädigst gefallen lassen, daß die Besorgung des Fürstlichen Hauses vor allen Dingen und ehe man weiter fortführe, betrieben werde. Aber Ihro Majestät sagten mir das platt ab: es könne nunmehr nicht seyn; Sie hätten zwar anfangs auf fest

dar-

darüber gehalten; aber der Französische Gesandte hätte vermeynt, die Traktaten würden darüber einen großen Verzug leiden, oder gar stutzig gemacht werden: — er hätte aber Ihro Majestät dabey versichert, daß deswegen des Fürsten Entlassung doch statt finden solle. Also müße man nur ein wenig Geduld haben. Ihro Majestät thaten abermalen die Versicherung, der Herzog müße restituirt werden, oder kein Friede solle zu hoffen seyn. Ich erwiederte: wenn aber die Traktaten sich zerschlügen, wie würde es da mit der Befreyung zugehen? der König zuckte die Schultern: So müße man auf andere Mittel bedacht seyn; unterdessen könnte Gott der Herr die Traktaten noch zum guten Ende gesegnen. Damit giengen Ihro Majestät zum Essen, und ich meinen Weg.

Desselben Tages fuhr ich zum Herrn Woiwoden von Posen; der sagte mir, die Schweden hätten, da sie ihnen ihre Propositionen authentisch hätten zuschicken sollen, dieselben mit vielen Kalumnien wider Kaiser und Kurfürsten besticket, und dergleichen mehr. Dabey sagte er, wofern die Schweden weiter mit solchen Umschweifen aufgezogen kämen,

sollte alles abgebrochen werden. Ich antwortete: Bewahre Gott! wo bleibt denn meine Herrschaft? Er sagte darauf: Man solle sich darüber nicht bekümmern; er werde schon auf Mittel bedacht seyn, sie sobald möglich zu befreyen. Unterdessen wolle er doch noch einen glücklichen Friedensschluß hoffen.

Den siebenundzwanzigsten besuchte ich wieder den Dänischen Herrn Gesandten, mit dem es allerhand Diskurse gab. Er beklagte sich unter andern, daß die Polen vielleicht mit Schweden Frieden machen und seinen König ausschließen würden, welches nicht wohl für die Polen und für seinen König ausschlagen sollte.

Den achtundzwanzigsten kam der preußische Herr Abgesandte, Ostau, zu mir, um für sich und seine Herren Kollegen mir die Revisite zu geben. Auch da fielen allerhand Diskurse vor. Vornehmlich beklagte er den langsamen Gang der Geschäffte und der französischen Mediatoren Partheylichkeit.

An eben dem Tage war ich bey dem Herrn polnischen Legationssekretär Bidgowsky, welchem ich Se. Fürstl. Gnaden bestermaßen empfahl, der

denn auch in allem seine willfährigsten Dienste gar hoch anerbot.

Den neunundzwanzigsten war der Herr Staroſt Bidgowsky wieder bey mir, die Visite abzulegen, und bezeugte, im Namen des ganzen Senats, die Kondolenz wegen des unglücklichen Zustandes Sr. Fürstl. Gnaden und des ganzen Herzogthums, und erbot sich zu allen willfährigen möglichsten Diensten; deß ich mich denn gebührlichst bedankte, und bat, in beständiger guter Affektion gegen den Herzog zu verharren.

Den dreyßigsten war ich bey dem Herrn Großkanzler, da es denn allerhand gute Diskurse gab. Demselben gab ich von dem Herzogthume Kurland, wie es an die Krone Polen kommen, und was die Pacta conuenta vermögen, wie auch von der Situation des Herzogthums ausführlichen Unterricht; welcher sich denn hoch erboten, alles wohl zu beobachten und unserer Herrschaft Interesse zu befördern.

Den einunddreyßigsten war ich bey den Herren brandenburgischen Gesandten zum Abendessen, da denn auch allerhand Gespräche vorfielen. Insonder-

sonderheit sagten sie mir, daß die Schweden auf dem directum Dominium des Herzogthums Kurland hart bestehen würden; und dieser Punkt werde die Traktaten gewiß entweder zum guten Schluß fördern, oder gar zerreißen. Sie vermeynten, man solle die Herren Kommissarien sich möglichst verbindlich erhalten, damit sie beständig bleiben und desfalls den Schweden nichts einräumen möchten. Indeß wollten auch sie, so oft es die Nothdurft erforderte, das ihrige thun und mich treulich unterstützen.

Desselben Tages war ich wieder beym litthauischen Herrn Kanzler, und vernahm von ihm, wie es mit den Traktaten stehe und in wie weit man itzo kommen sey. Er sagte mir, die schwedischen Kommissarien hätten sich beschwert befunden, daß sie draußen auf dem Dorfe liegen müßten, die polnischen aber in der Stadt. Auch der Mediator habe gesagt, daß es ihm zu beschwerlich falle, aus der Oliva, woselbst er sein Quartier genommen, allemal hereinzukommen, und habe dannenhero begehrt, daß die Herren Kommissarien sich auch hinausbegeben möchten, damit man nicht alles

schrift-

schriftlich, sondern mündlich abhandeln und das Werk fördern könne. Sie seyen daher entschlossen, künftige Woche irgends wohinaus sich zu begeben, jedoch nur auf ein Paar Tage, wenn es zur Konferenz kommen sollte, und dann wieder hereinzuziehen. Er hielt vor nöthig, daß ich mitzöge, und wollte es mir anzeigen lassen, wenn sie eigentlich herausziehen würden. Ich bedankte mich dessen und versprach, bereit zu seyn. Am Ende bat ich abermalen, daß er ein beständiger Gönner des Herzogthums bleiben und nimmer zugeben möchte, daß wir den Schweden in einigerley Gestalt zugeeignet werden sollten. Ich deducirte ihm gleichfalls unsre mit der Kron. Polen und dem Großherzogthume Litthauen geschloßne pacta conuenta, vermittelst welcher sie verbunden wären, das Herzogthum zu behaupten, und erwies ihm mit allen Umständen und Motiven, was und wie hoch selben daran gelegen sey. Er nahm es zwar wohl auf, war aber doch dabey etwas kaltsinnig; daher ich verursacht ward, ihm wegen des ganzen Landes ein Honorarium von zehntausend Fl. zuzusagen, jedoch mit diesen Bedingungen: — daß meine gnä-

digste

digste Herrschaft völlig restituirt, und — in den Pakten unsre Desideria, die ich gehörig und zeitig genug übergeben wolle, billigermaßen beobachtet würden, — daß wir von der Krone Polen nicht abgerissen würden — und dann, daß, wenn das Land wieder völlig beruhiget und in etwas wieder zu Vermögen würde gebracht seyn, mein Anerbieten erfüllt werden solle. — Wie der Herr Kanzler dieß hörte, ward sein Geist erquickt, und er ließ sich etwas hitziger heraus: Kurland nimmermehr fahren zu lassen, lieber sollten die Traktaten zergehen, und erbot sich des Besten, so man immer begehren möchte.

Den ersten Februar war ich bey Hofe, wartete da, neben vielen andern, Ihro Majestät auf, und führte Dieselbe in die Kirche und wieder heraus. Dabey fiel nun nichts sonderliches vor, nur, daß Ihro Majestät mich fragten, ob ich keine Nachricht vom Herzoge habe, und wie es der lieben Herrschaft doch allerseits ergehe. Ich antwortete, daß ich keine Nachricht habe, dankte unterthänigst, daß Ihro Majestät Sr. Fürstl. Gnaden noch eingedenk wären, und bat, in solcher gnädigsten Gewogen-

heit

heit zu verharren. Ihro Majestät erwiederten, Sie hofften zu Gott, es sollten Sr. Fürstl. Gnaden noch vor Ostern los und wieder in ihrem Lande seyn.

Den zweeten gieng ich abermalen zum litthauischen Herrn Kanzler, wie auch zum Herrn Woiwoden von Posen. Sie erzählten, daß sie jetzt darinn begriffen wären, die übergebenen Propositionen etwas zu mildern und die Bitterkeiten wegzuthun, und erbaten sich, sobald die schwedischen ihnen zugesellet, mir kopeylich sie mitzutheilen.

Den dritten war ich wieder beym Herrn Großkanzler, der mir dasselbe sagte. Ich mußte mit ihm in seiner Karosse nach Hofe fahren, da er denn um unsern Herrn mich fragte, ob ich von ihm keine Nachricht habe. Er beklagte höchlich seinen elenden Zustand, und erkundigte sich, wovon denn Se. Fürstl. Gnaden lebten. Ich antwortete, ich wisse nicht anders, als daß Sie noch allerseits gesund wären, sich aber sehr kümmerlich behelfen müßten. Er fragte weiter, woher Se. Fürstl. Gnaden die Mittel bekämen? Ohne Zweifel würden Sie wohl einen großen Vorrath an Gelde gehabt

und

und mitgenommen haben? Ich versetzte: des Herrn Geld alles in allem wäre kaum sechzehn Fl. gewesen; welches nicht weit reichen könnte. Darüber verwunderte er sich, und sagte, man habe den Herzog immer für sehr reich gehalten; wo denn das alles geblieben sey? Ich sagte, die Schiffe hätten sehr viel gekostet, die kriegenden Partheyen, Polen und Schweden, auch nicht wenig; die Schweden hätten allein an baarem Gelde vom Herzoge vor und nach hunderttausend Thaler wegbekommen, und die Herren Polen auch ein Ehrliches zu zweyen malen, ohne was die vielfältigen Abschikkungen und andres, so hie und da aufgegangen, zu rechnen sey; also, daß man leicht Rechnung machen könne, wie viel übrig geblieben seyn müße. Er fragte weiter, wo Sr. Fürstl. Gnaden Schiffe wären, und ob sie nichts eingebracht hätten? Ich sagte darauf, ich wisse zwar eigentlich nicht darum, aber das wisse ich wohl, daß die Schiffe viel zu unterhalten kosteten. Er sagte aber, wenn die Schiffe keinen Vortheil brächten, wozu hätte sie der Herzog mit so großen Unkosten lassen bauen und unterhalten? es wäre ja besser, das Geld im

Beutel

Beutel zu behalten. Ich erwiederte, der Herzog habe desfalls einen andern Plan gehabt, nämlich in Ost- und Westindien gewisse Leute an sich zu bringen, daraus der Profit hernächst wäre zu erwarten gewesen; aber die Schweden hätten es ihm nun wohl verboten. *) — Auf dem Palais sprach ich den dänischen und auch den französischen Abgesandten. Diesen fragte ich, wie es mit den Traktaten stehe, und ob ich meinen Herrn nicht bald erlediget und frey wissen solle? Er sagte, die Polen wären gar zu langsam in ihren Dingen; jedennoch verhoffte der dänische, sie würden bald zur Sache schreiten, und bis dahin müße man sich wegen des Herzogs Befreyung gedulden. Ich antwortete, warum denn der Herzog so lange gefänglich müße gehalten werden? was denn die Schweden damit anfangen wollten? deswegen würden sie weder

*) Diese Antwort verräth offenbar Verlegenheit; und man siehet daraus, daß die Seeprojekte des Herzogs, die im Ganzen einen großen Handelsgeist bemerken lassen, bey Feinden, Nachbarn und Einheimischen entweder gefürchtet, oder beneidet, oder verlacht worden sind. Schade, daß kein glücklicher Ausgang seiner Entwürfe ihren guten Plan bey der Nachwelt, als gut, gerechtfertiget hat!

weder schlimmern, noch bessern Frieden bekommen, und das Herzogthum noch viel weniger. Darauf wollte Er nichts antworten, sondern sagte, man müße die Zeit erwarten, und was Gott und der Schluß der Traktaten geben werde. —

Den vierten Februar revisirte ich den Herrn Bürgermeister und Burggrafen von der Linde.

Den fünften war ich bey Hofe, da ich denn wieder den französischen Gesandten de Lombres sprach und abermal fragte, wie es doch mit den Traktaten und Sr. Hochfürstlichen Gnaden Befreyung stehe? Er sagte, man werde nun bald zur Sache schreiten; — man müße sich gedulden — in Summa, es wäre nicht gehauen, noch gestochen. Damit gieng er fort. Unterdessen aber sprach ich auch den Herrn Woiwoden von Posen; der sagte mir ins Ohr, er werde alles gut machen.

Auch war dito Herr Sekretär Westhof bey mir, und berichtete mir allerley Specialien, darunter dieses wohl zu merken, daß man von polnischer Seite den armen Leuten in den kleinen Städten ihre Privilegien nehmen, und insonderheit die freye Religionsübung augspurgischer Konfession nicht gestat-

ten

ten wolle. Gott bewahre, daß es uns auf die Weise auch nicht treffen möge! — Ferner sagte er mir, daß Gninski Sr. Fürstl. Gnaden äußerst entgegen sey. Er habe sich öffentlich vernehmen lassen, der Herzog von Kurland verdiene es nicht, daß man seine Befreyung und Restitution so eifrig betreibe. Wie man ihn gefragt, womit es denn der Herzog also verdorben habe? habe er geantwortet: Erstlich dadurch, daß er mit Schweden, ohne Bewilligung des Königs, die Neutralität aufgerichtet, und zweytens, daß, da die Stadt Riga an Polen sich ergeben wollen, er solches verhindert hat. — Ich muß also zu ihm gehen, ihn von alle dem besser unterichten, und ihn auf eine andre Meynung zu bringen mich bemühen. —

Den fünften war ich bey dem Herrn Unterkämmerer Gninski, legte meine Komplimente ab, und empfahl ihm unsre Sache. Dieser bedankte sich der ihm erwiesenen Ehre, beklagte Sr. Fürstl. Gnaden Unglück, und versprach zugleich alles, was in seinem Vermögen stehe, zu unserm Besten zu thun. Endlich aber fieng er an: Wären Sr. Fürstl. Gnaden so gut polnisch im Herzen, als schwedisch gewe-

sen,

sen, es würde dem Herzoge zuträglicher und vor der Welt rühmlicher gewesen, und zu solchen Extremitäten nimmermehr gekommen seyn. Auch wäre es besser für Litthauen und den ganzen gemeinen Nutzen gewesen; die verfluchte Neutralität wäre eine Post und Ursache alles Uebels. Wir kamen durch dieses Gespräch so weit in die Schrift, daß es fast zu lang fallen sollte, alles umständlich zu beschreiben. Gnug aber an dem, daß ich ihm das Gegentheil bewies; daß, obgleich der Herzog mit den Schweden habe simuliren müßen, weil die Zeit es damals nicht anders zulassen wollte, darum gar nicht folge, er sey im Herzen gut schwedisch gewesen; wie denn solches hernachmalen mehr als zu viel erwiesen worden sey. Was aber die Neutralität betreffe, so frage sich erstlich; ob es besser gewesen wäre, keine Neutralität zu haben und sich zur schwedischen Subjektion zu erklären, gleich wie Litthauen und Samogitien gethan, weiln kein ander Mittel übrig war; — oder obs nicht besser sey, daß der Herzog, vermöge der Neutralität, sich in beständiger und unverletzter Treue gegen den König und die Republik erhalten habe? Der Nutzen, den Litthauen und die Repu-

blik,

blik von der Neutralität, wie unglücklich sie auch auf unsrer Seite ausgeschlagen sey, gehabt, sey wichtig und offenbar. Hiebey absonderlich Gelegenheit zu finden, fragte er: Ob man denn die Neutralität mit gebührlichem Konsens erhalten habe? Ich sagte Ja, und bewies es auch alsofort. Er sagte ferner; er wisse auch nicht, mit was Rechten, oder Manier, wir an Polen kommen wären? Ich gab ihm denn darüber ausführlich Bericht, und wie er nun von allem wohl unterrichtet war, gab er auch bessern Kauf, und gelobte festiglich an, Kurland nimmermehr von Polen abreißen zu lassen.

Den sechsten Februar war ich zur Visite bey dem Sekretair der Königinn, und empfahl ihm meine Geschäffte. Dieser bedankte sich höflichst und gelobte, so viel an ihm wäre, Ihro Fürstl. Gnaden und des ganzen Landes Wohlfahrt bestens in Acht zu nehmen.

Den siebenten war ich bey dem Litthauischen Herrn Großkanzler, und fuhr mit ihm nach dem Schlosse, wo eben der nach Moskau abgeschickte Herr Kosak wiedergekommen war. Dieser gab mir selbst Bericht von Moskaus Zustande. Er erzählte,

die

die Tatarn hätten weit und breit alles verwüstet: dennoch habe der Czaar eine große Macht bereit, in Polen einzufallen und den Frieden von ihnen zu erzwingen; immaßen denn auf dem Dnieper viele tausend Strusen mit allerhand Proviant und Munition fertig lägen. Herr Gondevki habe auch an Ihro Majestät geschrieben: der Czaar wollte gern Frieden haben, und auch Litthauen abstehn: aber Livland wolle er behalten, und Polen solle seines sich habenden Rechts begeben — und was der Sachen mehr waren.

Den achten kamen die Kurbrandenburgischen Herren Abgesandten, Herr Overbeck und Somnitz, zu mir, und wiesen mir dabey ein kurfürstl. Schreiben, das sie eben empfangen hatten, und darinn Ihro Kurfürstl. Durlaucht ihnen unsrer Herrschaft Sache zum höchsten anempfohlen. Daneben berichteten sie, wie man, aus interceptirten Schreiben, des Königs in Schweden gänzliche Intention zu vernehmen hätte, die eigentlich dahin gienge, Kurland nicht abzutreten, sondern fest darauf bestehen zu bleiben: das Herzogthum könnte etwan zwanzigtausend Thaler tragen; darnach könnte man das Kapi-

tal

tal richten, und solche Geldsumme solle dem Herzoge von den preußischen Satisfaktionsgeldern bezahlet werden. So aber das nicht gehen wollte, so möchte der Herzog denn in seinem Lande bleiben, aber das Lehn von den Schweden empfangen, und wolle der König an die königl. polnische dem Herzoge ertheilte Investituren nicht gebunden seyn, sondern desfalls schon selber wissen, was zu thun sey. Die Schlösser wolle der König mit Garnison versehen, aber der Herzog solle sie zahlen und die Munition halten; dem Adel wolle er gar keine andre Privilegien gönnen, als dem Livländischen; Pilten aber wolle Er behaupten, dem Herzoge vierzigtausend Thaler geben, und damit das Stift an sich nehmen und zur Grafschaft machen: — und was des Dinges mehr war. Die Herren Gesandten hielten ferner gänzlich dafür, die Franzosen würden es mit Fleiß darein richten wollen, daß der Punkt wegen Kurland bis zu allerletzt ausgesetzt bleiben möchte, auf daß die Polen, die des Friedens so sehr begierig wären, sich Kurlands halber nicht länger aufhalten, sondern als des langen Wesens überdrüßig, endlich über Hals über Haupt schließen dürften. Ich bedankte

dankte mich der erwiesenen Ehre und gegebenen guten Nachricht, und bat sie, fernerhin für Sr. Fürstlichen Durchlaucht Sache thätig zu verharren; welches sie mir auch zusagten.

Den neunten fuhr ich hinaus zu dem Herrn Woiwoden, vertraute ihm, was ich von den brandenburgischen Herren Gesandten verstanden, und bat, demselben mit allen Kräften treulich vorzukommen. Der Herr Woiwode lachte darüber und sagte, der König von Schweden müße wahrlich selber nicht wissen, wie es um seine Sache stehe. Wir sind, fuhr er fort, nie Willens gewesen, auch da unsre Sachen sehr übel und schlecht standen, ihm Kurland abzutreten, vielweniger itzo, da wir das Land wieder gewonnen, und den Feind herausgetrieben haben. Er vertraute mir sogar seine Instruktion, darinn klärlich enthalten war, lieber den Krieg fortzusetzen, als Kurland den Schweden zu übergeben, und versicherte mich, daß Er es in Ewigkeit nicht zugeben wolle, wenn auch der König und die Königinn und die andern seiner Mitkollegen es sollten haben wollen. Sagte mir dabey, in was Zustande die Traktaten stünden, nämlich,

lich, daß sie warteten auf der Schweden Resolution, die ihrige aber auf die Proposition; wie auch, daß die kaiserliche und kurbrandenburgische fertig wären: sobald sie übergeben seyn würden, wolle er mir davon Abschriften ertheilen lassen. Ich fragte ihn, wie es denn werden würde; wenn die Alliirten mit ihnen zugleich den Frieden schließen sollten, so müße Dänemark gleichfalls mit eingeschlossen seyn, sonsten würde es übel, ja ärger mit uns stehen, als itzo. Wenn Dänemark verlassen und von den Schweden überwunden würde, so müße der König von Schweden uns alle Zeit die Gurgel zuschnüren können. Der Herr Woiwode sagte, so lange es ihnen möglich sey, wollten sie Dänemark nicht verlassen; wenn sie nur von Holland versichert seyn könnten, daß sie Dänemark auch nicht eher zum Frieden zwingen und verlassen wollten. Auf den Fall es Holland nicht thäte, wäre Dänemark ohne das verloren, und alles Ungemach käme darnach Polen wieder auf den Hals. Ich erwiederte, daß Holland, so viel man gewisse Nachricht habe, nunmehro entschlossen sey, dem Könige in Dänemark aufs äußerste offensive und defensive beyzuste-

hen,

stehen, dagegen der König in Dänemark ihnen die Inseln Schonen pfandsweise zu übergeben sich verbunden habe, bis sie ihres Kriegs Unkosten daraus erhielten. Also habe man sich keines Feindes allda zu befürchten, sondern vielmehr, wenn man ihn hier ganz hintansetzen wollte. Der Herr Woiwode sagte, es wäre ein anders, wenn man dessen versichert seyn könnte. Warum, sagte ich, macht Polen nicht mit Holland eine feste Allianz? In Betracht der Ostsee und ihrer Kommercien würden sie Polen nicht verlassen, insonderheit wider Schweden, dessen Macht ihnen auch nothwendig verdächtig fallen sollte. Der Herr Woiwode sagte, es wäre zumalen gut, wenn man nur Holland darzu bringen könnte. Ich sagte, man solle es machen, wie der König in Dänemark, und geben ihnen die Stadt Riga, auf gewisse Bedingungen: sie würden zur Occupation denn bald Rath schaffen und solchen Ort zu behaupten suchen wegen des russischen Handels, und, da sie dadurch einen Fuß an der Ostsee bekommen, Ursache genug haben, sich der Krone Polen treulich und eifrigst anzunehmen: ein versoffen Kind sey leicht zu versäufzen: Riga

habe man doch nicht, und man sehe auch keinen Anschein, daß es die Polen mit ihrem Kriege gewinnen könnten. Der Herr Woiwode ließ ihm solchen Vorschlag nicht unangenehm seyn, und vermeynte, wenn mans nur den Holländern könnte in den Kopf bringen, er wolle es an seinem Orte wohl zu Werke richten. Er begehrte dannenhero von mir, ich sollte dem holländischen Gesandten ehestens zusprechen und so Etwas gesprächweise von mir selber wegen gedachter Allianz und der Stadt Riga gedenken, um zu sehen, wie er es annehmen und zur Sache geneigt seyn werde: ich sollte ihm, dem Herrn Woiwoden, den Bescheid bringen, so wolle er selber Gelegenheit nehmen, fernerweit aus solcher Materie mit dem holländischen Gesandten zu handeln. Ich versprach es, und bat zugleich, meines Herrn Sache nicht zu vergessen, und darinn nichts zu schließen, bis man mich auch erst gehöret habe; welches er denn auch verhieß.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Zur Empfehlung des Studiums der Insektengeschichte.

Die Kenntniß der Natur, daß heißt, eine mög-lichst ausgebreitete Bekanntschaft mit allen Pro-dukten der Erde, mit Pflanzen und Thieren, mit dem regelmäßigen Verhältnisse aller dieser Geschö-pfe unter einander, nach Menge und Graden ihres wohlthätigen Einflusses auf die Erhaltung und Ver-vollkommung des Ganzen, mit der Verbindung so unendlich verschiedener Kräfte zur Darstellung des Großen und Schönen, welches jeden aufmerksamen Beschauer mit heiligen Gefühlen der Güte, der Macht und der Weisheit des unendlichen Werkmei-sters erfüllt, ist in unsern Tagen auf eine so man-nichfaltige und edle Weise von Männern, die ganz Europa ehrt, bearbeitet worden, und ihre Ver-dienste um die Gründung der vorzüglichsten Wissen-schaft sind so ausgezeichnet, daß ich nicht für nöthig halte, weder zur Anpreisung jener erhabenen Kennt-nisse, noch zur Erhebung der Verdienste dieser dem Geiste und dem Herzen nach so großen Männer hier etwas beyzutragen. Ich würde ja auch nur die süs-

sen

sen Empfindungen desjenigen schwächen, den schon die Natur in ihrem Schooße wiegt; und dem, der sich noch nicht ihrem Heiligthume genähert hat, würde ich, wie einem Profanen, nur unverständliche Geheimnisse verrathen. Wer schon einmal aus der Quelle geschöpft hat, aus der die seligsten Freuden strömen, der wird nie aufhören, in durstigen Zügen zu trinken, er wird froh das Glück genießen, welches die schöne Natur über das ganze Leben ihrer folgsamen Söhne verbreitet. Wen sie einmal bey der Hand hält, den führt sie über blühende Gefilde, schärft mit jedem Schritte seinen Verstand, veredelt sein Herz, und gießt Freuden in seine Seele, die eine Ewigkeit hindurch dauern.

Wer heut zu Tage in ein solches angestimmtes Lob der Natur und ihrer Kenntniß nicht mit einstimmt, den hält man, nach der bereits eingeführten Sprache, für einen Unwissenden, für einen Thoren; aber was ist ein Lob, welches blos über die Lippen hinrauscht, wenn das Herz keinen Theil daran hat, und der Verstand dabey müßig ist. Solcher Lobredner, die in die laute Stimme der Schüler der Natur mit eintönen, giebt es genug, aber der Zög-

linge

linge, die willig die mütterliche Hand der milden Verpflegerinn ergreifen und ihren Leitungen mit froher Anhänglichkeit folgen, giebt es gegen die große Zahl derer, die selbstgewählte Abwege gehen, noch sehr wenige. Könnte ich diese noch so kleine Zahl dadurch vermehren helfen, daß ich einen und den andern die Bahn kennen und wandeln lehrte, die zu den seligsten Kenntnissen und zu den erhabensten Freuden führt, so würde ich mich als den glücklichsten preisen, ich würde mich freuen, wie ein gutgearteter Sohn sich freuet, wenn er den Bruder zur Mutter ruft und ihm zu der Hand hinweiset, die eben ihre Geschenke unter gleichgeliebten Kindern austheilt.

Aber selbst unter denen, die schon an der Hand der Natur wandeln, giebt es noch solche, die unter ihren Geschenken wählen, die eine Art freudig ergreifen und genießen, und dagegen die andere Art beynahe mit Gleichgültigkeit liegen lassen. Nur große Seelen, die alles zu fassen vermögen, was die weise Natur in ihrem weiten Schooße zur Gabe vorhält, ergreifen alles, eignen es sich zu, befleißigen sich, sparsame Haushälter zu seyn, und

werden

werden reiche Väter begüterter Erben. Linné und Büffon sind solche Stammväter neuer Familien, in welchen aber doch einige aus der Art geschlagen sind. Dieser sammlet Versteinerungen, jener wohnt in den Werkstäten der Erde, wo sie die Metalle bereitet; dieser ergötzt sich an schönen Muschelschaalen, jener haſcht aus dem Wasser Gewürme; dieser schleicht einem Insekte nach, jener zergliedert den Embryo; dieser giebt jeder Pflanze ihren Namen, jener prüft die Heilkräfte derselben; dieser löst die Körper in ihre Bestandtheile auf, jener reihet sie in Systemen nebeneinander, — so verschieden ist die Liebe zum Studium der Natur. Und sollte man es wohl glauben, daß kein Theil dieser anmuthigen Geschichte mehr verachtet worden sey, als die Geschichte der Insekten? ja! daß es noch heut zu Tage Witzlinge giebt, die mit dem ernsthaften Manne, der hier eine Raupe füttert, dort ein Insekt auffängt, ihre Possen treiben?

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieser so vorzügliche Theil der Naturgeschichte noch ganz vernachläßigt; tiefe Unwissenheit, Aberglaube und falscher Wahn, hatten die schönsten Kenntnisse

in

in Dunkelheit verhüllt. Nur erst Swammerdam, Leeuwenhoek und Reaumur — wer kennt nicht diese Namen, die blos durch das Studium der Insekten, so groß geworden sind? — zogen diese Art der Geheimnisse der Natur aus dem Staube hervor, erleuchteten die Welt mit ihren Beobachtungen, und zeigten Schätze, die sonst keines Menschen Auge gesehen hatte. Und doch waren diese ihre Kenntnisse nur einzelne schöne Bruchstücke des prachtvollen Gebäudes, welches die Natur durch ihre Insekten aufführt; das Ganze in einem treffenden Modell darzustellen, das war dem großen Linné aufbehalten. Wenn Reaumur unermüdet eine Raupe suchte, sie fütterte, mit bewundernswürdiger Genauigkeit ihre Erzeugung, ihr Futter, ihre Verwandlung, ihre Begattung, ihre Oekonomie, ihre Sitten, ihren Nutzen oder Schaden, kurz jede Merkwürdigkeit ihres Baues und ihres Lebens, aufzeichnete; wenn Degeer bey Tage und bey Nachte der unnachahmliche Ausspäher jedes Geheimnisses in dieser Schule der Natur war; so reihete Linné die aufgestellten Glieder nach ihren unwandelbaren Kennzeichen in Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten auf.

Das Verdienst dieser Männer ist um so größer, je zahlreicher das Insektenheer ist; der Menge nach unendlich zahlreicher, als alle übrige Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden. Denn man findet keine Pflanze, die nicht ihre eigene Gattung von Insekten ernährt, keine Pflanze die nicht mehrern zugleich zur Nahrung dient, kein kleines Plätzgen der Erde, wo nicht ein Insekt wohnt, keine wüste Gegend, wo sie nicht Nahrung und Freude finden, keinen Himmelsstrich, wo sie nicht gedeihen; da, wo jedes andere Thier Hungers sterben würde, da lebt ein Insekt, wächst und mehret sich. Die Menge, wodurch eine oder die andere Art so auffallend wird, ist der große Ersatz, den die milde Hand der Natur für die kurze Dauer derselben darreicht, daher sind gerade die die zahlreichsten, deren Lebenszeit in so enge Grenzen eingeschlossen ist, daß sie am frühen Morgen geflügelte Kinder der holden Natur sind, am Mittage schon mit schwachen Kräften ins Greisenalter treten, und am Abend wieder ins Grab hinsinken, ohne die Sonne wiederkehren zu sehen, die sie so freundlich geweckt hatte. Und doch haben sie in diesen wenigen Stunden das große Geschäfft

voll-

vollkommen so verrichtet, als ihnen von der weisen Natur vorgeschrieben war; sie waren der Zahn im Rade des großen Getriebes, waren Boten einer ankommenden Fruchtbarkeit, oder ausgesandte Heere, schädlichen Ueberfluß zu zerstören. Andere, denen es länger vergönnt ist, zu leben und wirksam zu seyn, sind nicht zu so zahlreichen Völkern vereinigt, wohnen hier etwa in einem kleinen Häuflein, oder dort gar einsam umhergestreut, verrichten langsamer ihr Tagewerk, und erneuern es am Morgen; denn auch dieses Zögern erfordert das Räderwerk der Natur, welches sonst zu schnell ablaufen, und die Wirkung nicht darstellen würde, wozu es von der allmächtigen Hand aufgezogen war.

Alle Insekten, nur höchst wenige ausgenommen, treten dreymal auf die Schaubühne der Natur, und jedesmal in einem andern Gewande. Sind sie dem Ey entschlüpft, so zeigen sie sich in der kriechenden Gestalt einer Raupe oder Made, — die man ihren Larvenstand nennt; die mehresten wechseln viermal ihr Kleid mit einem neuen, welches in Farbe und Form ganz ähnlich ist; unter diesen Abwechselungen erwachsen sie bis zu der Größe, den der Bau ihres

Kör-

Körpers erlaubt, alsdann ladet die Natur sie zum Schlaf ein, heißt sie die bisherige Raupengestalt ablegen und nun hüllen sie sich in eine Decke ein, die ihnen das Ansehen eines Wickelkindes giebt — dieß nennt man ihren Pupenstand; hier ruhen sie eine lange Nacht hindurch, bis der Morgen erscheint, an welchem die frühe Sonne zur neuen Scene sie ruft: sie entsteigen ihrer Hülle, fühlen sich mit Sinnen gleich andern Thieren begabt, und schütteln die schönen Schwingen der kommenden Sonne entgegen; mit frohem Geschwirre heben sie sich durch die Luft hinweg, und eilen zum Nektar der Blumen, und finden ihren Gatten, und zeugen eine ihnen ähnliche Nachkommenschaft. Wer mit unverdorbenem Geschmacke, mit einem Herzen, das von Thorheiten rein ist, nur einmal der Lebensgeschichte eines Insekts nachgewandelt ist, oder sie auch nur in stiller Einsamkeit, bey einem Rösel, Reaumür, Bonnet, Degeer, Göze, gelesen hat, und neben einem fühlbaren Herzen, einen Kopf hat, der höhern Aussichten nicht verschlossen ist, o! der muß in Anbetung der weisen Natur hinsinken, dankergießend den Regierer der Welt preisen,

der

der ihm hinter dem Vorhange eigene Schicksale der Zukunft erblicken läßt. Wird durch irgend eine Art von Kenntniß der Mensch zu großen Gedanken, zu seligen Empfindungen gestimmt, so ists die Kenntniß der Insekten. Durch sie hat sich die weise und gütige Natur auf die einleuchtendste Art offenbaret, hat sie zu Lehrern der Menschheit bestimmt, von deren Lehrstuhle keiner ununterrichtet, ungebessert hinweggeht. Solche große Beyspiele geben Trembley, Bonnet, Sander, Fabricius. Vielleicht dürfte mein Lob manchem übertrieben scheinen; — freylich wohl dem Unwissenden, der noch nie in dieser Schule der Natur gewesen ist. Aber ich habe vorjetzt noch viel zu wenig gesagt, ich werde noch mehr zu sagen haben, ganz etwas anders, als von den reizenden Gestalten der buntgefiederten Himmelsbewohner, oder von dem Samt und Schmelz ihrer Flügel, oder von der goldenen Hülle, die sie beschützt, oder von den ehernen Panzern und Schilden, womit sie zu Heeren der Allmacht ausgerüstet sind, das alles ließe sich ja bald in einer Insektensammlung, oder in einem Röselschen, Voetschen, Clerkschen, Druryschen, Seppschen, Stollschen

schen, Füeßlyschen, Esperschen Insektenwerke mit einem Blicke übersehen; das wären ja auch nur Freuden, die den neugierigen, so wie die buntfarbigen Spielzeuge der Kinder, bald sättigen würden. Nein! der ächte Schüler der Natur sieht nicht auf die schönen Gestalten, weidet nur hieran sein Auge, und begnügt sich, die Zahl der schönen Bilder möglichst vollständig zu haben; ihm ist die verhaßte Spinne, ein schmutziger Erdwurm, eine ekelhafte Made der geliebte Lehrer, an dessen Lippen er hängt, und durstig den Thau seiner Lehren über die Weisheit und Macht und Güte des Schöpfers einsaugt. Und das ist es eben, worauf der Naturforscher wißbegierig sieht, wenn er die Insektengeschichte zu seinem Studium wählt; und hat er hierin einmal Fortschritte gemacht, so entdeckt er die geheimsten Wege der göttlichen Vorsehung, und erkennt in den Insektenschaaren die vorzüglichsten Diener der Natur. Nur einseitige Betrachtung dieser oder jener einzelnen Gattung, ist nicht im Stande, ihm solche große Gedanken einzuflößen, sie würde ihn vielmehr auf Vorurtheile führen, nach welchen er, gerade wie der rohe Hause es macht,

die

die eine Schaar ein schädliches Ungeziefer, ein Geschmeiß, eine andere dagegen ein nützliches liebes Thierchen nennen würde. Man muß die große Haushaltung der Natur ganz übersehen, wenn man ein festes Urtheil über die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Geschöpfe fällen will, sonst läuft man in jedem Augenblicke Gefahr, sich eines Irrthums und einer kindischen Unbesonnenheit schuldig zu machen. Je weniger Kenntnisse jemand also hat, um so kurzsichtiger ist er bey der Betrachtung des grossen Gefildes, welches die Natur in so mannichfaltige Regionen, die alle genau aneinander grenzen, mit weiser Hand eingetheilet hat. Daher kommts, daß der Unwissende die Fleischmade für ein schädliches Insekt hält, sie für Folgen menschlicher Sünden, für Strafgerichte des höchsten Richters der Menschen ansieht; in dem Heuschreckenzuge, in der unsere Wiesen verheerenden Grasraupenschaar, in der Raupe und Made, welche unsere Kornfelder aufzehren, in dem Mückenschwarme, der, nach unserm Blute lüstern, uns im sanften Schlafe stört, in dem Mottenheere, welches zum Verderben über unsere Kleidungsstücke einherzieht, in der Raupenbrut,

brut, die unsere Bäume entlaubt, unsern Obstgärten die Früchte, unsern Wäldern den freundlichen Schatten raubt, unter welchen unsere Heerden vor brennender Mittagshitze sich hätten schützen können, erkennt der Thor immer die strafende Hand des Allmächtigen. So ists aber schon unter Menschen; sie merken zunächst auf das, was ihnen Schaden zu bringen scheint, und bestimmen darnach den Unwerth der Geschöpfe, ohne weiter zu untersuchen, ob es wohl ein wirklicher Schade sey, oder ob nicht vielmehr das anscheinende Uebel eine nothwendige Vorbereitung zur Empfänglichkeit der Gaben des Himmels sey. Lasset den Maulwurf über die Bearbeitung des Feldes urtheilen, würde er nicht den Menschen schelten, daß er ihm seine Gänge verdirbt, ihm die Graswurzeln an die Sonne hervorzieht und dorren macht? Wenn die schädlich genannte Grasraupe unsere Wiesen abmähet, und das thut sie doch nach der Vorschrift der Natur nur nach Verlauf einer bestimmten Reihe von Jahren, so macht sie Kräutern Platz, die vor den zeitig im Frühjahre aufschießenden Grashalmen nicht wachsen, sich nicht besaamen, nicht ihren Dienst zur Ord-

nung

nung der Natur verrichten konnten; wenn die Ackerraupe unsere Kornfelder öde macht, so wiedersetzt sie sich der unregelmäßigen Kultur, sie zerstört neue Saamenkörner, die zur fernern Besaamung durch den Geiz der Menschen, oder durch eine ihnen zufällig schädlich gewordene Witterung verdorben worden; wenn die Made uns das Fleischwerk vor dem Munde aufzehrt, so erfüllt sie die Gesetze der Natur, sie zieht in Schaaren über die verpestende Fäulniß einher, zehrt das faulende Aas hinweg und schützt uns vor Krankheiten, die wir aus der durch Dünste verdorbenen Luft einsaugen könnten; wenn die Mücke myriadenweis die Luft erfüllt, nach unserm Blute dürstend um uns tanzt und dann sticht, so schickt sie sich zu ihrem großen Tagewerk an, die Pfützen, alle zur Fäulniß stehende Gewässer, und die schattigen feuchten Plätze der Erde mit ihren verlarvten Nachkommen in überschwenglicher Menge zu erfüllen, damit die aus Sümpfen bis zu unserer Lunge steigende Fäulniß verhütet, und die Luft rein erhalten werde. Sind wir noch unwissend in diesem oder jenem Stücke der weisen Einrichtungen der Natur, so müßen wir uns immer

genau

genau an die Regel halten, daß alles, was nur geschieht, mit höchster Weisheit zur Erhaltung des Ganzen angeordnet sey, daß kein wahres Uebel in der Natur statt finde, und daß da, wo für unsere Sinne und Verstand noch Dunkelheit ist, die erhabensten Wahrheiten verborgen liegen. Wer hätte wohl, vor den von einem Rösel, Bonnet und Göze über die Blattläuse, — die der unverständige Mensch Mehlthau nennt — angestellten Beobachtungen geglaubt, daß sie die Honigbereiter wären, bey denen die Bienen Vorrath finden, wenn noch nicht Blumen genug da sind, aus deren Honiggefäßen sie selbst schöpfen können; daß sie die Ernährer sind für mancherley Gattungen von Fliegen und für die geschäfftige Ameise, die ohne diesen von ihnen ausgespritzten Saft nicht Freuden, nicht Nahrung genug haben würden.

Aber auch ohne eben zunächst auf scheinbaren Schaden oder Nutzen zu sehen — und wie viel ist davon in den Beobachtungen der großen Lehrer der Insektengeschichte enthalten, ja zum Theil in unsern täglichen Bedürfnissen zur Nahrung, zur Kleidung, zum Vergnügen sichtbar, welches hier zu erzählen

meine

meine Absicht nicht seyn darf, — den die Bürger des großen Insektenreichs in dem unendlichen Gebiete der Natur stiften, giebt die Kenntniß der Insektengeschichte die stärksten Beweise der Macht und Weisheit des Herrn der Natur. Welcher Kenner der Bienen bewundert nicht das kleine unansehnliche Geschöpf, welches aus Blumenstaube Wachs bereitet, sich die künstlichsten Zellen bauet, über die der Geometer erstaunt, diese Zellen mit Honig erfüllt, und dem Menschen in Ueberfluß das heilsamste und erquickendste Nahrungsmittel liefert, unsere Speisen würzt, unser Blut versüßt, auf dem Krankenlager uns erquickt, und darneben noch das so allgemein für Bedürfnisse und Kunstwerke nutzbare Wachs darreicht. Den Biber bewundert man wegen seines künstlichen Baues; aber ist er wohl mit der Zelle der Biene zu vergleichen, und kann der Nutzen seines Haares neben den Nutzen des Honigs und des Wachses gesetzt werden? Giebt das Schaaf uns Wolle, so spinnt die Seidenraupe uns Seide, die Wespe lehrt uns Zeuge aus dürren Holzspänen verfertigen, die spanische Fliege errettet uns vom Tode, die Ameise giebt uns Bäder,

die Blumenkäfer befurchten unsere Gewächse, und so ins unendliche fort.

Der Dienst, den die Insekten dem Menschen erweisen, ist überaus groß, und wir können der Vorsehung nich genug für die Wohlthaten danken, die sie uns durch die Geschäfftigkeit dieser Thierchen darreichen läßt. Wenn wir stolz auf unsere Kultur der Felder Düngung ausstreuen, diese unterpflügen und nun in das zubereitete Land säen und vielfache Früchte unserer Arbeit erwarten, so denken wir wohl nicht an die zahlreichen Erdkäfer und deren Larven, an die unabsehbare Menge von Milben, die den eingescharrten Mist nun so zubereiten, daß er zur Fruchtbarkeit treiben könne, daß sie alle die groben animalischen und vegetabilischen Theile zermalmen, zum Theil verzehren und die ölichen und salzigen Theile, welche dem Dünger anhiengen, mit der Erde verbinden, sie dem Einflusse des Regens und Sonnenscheins blosstellen, damit sie, so zubereitet, die edlen Nahrungssäfte unserer Pflanzen, und die letzten Bestandtheile der für unsern Gaumen schmackhaften, für unsern Körper narhaften und erquickenden Speisen geben können. Wie gering ist die mensch-

liche

liche Kultur gegen die Kultur, womit die Insekten-beere beständig, ohne von uns Dank und Liebe und Achtung dafür zu genießen, uns die unverdientesten Geschenke machen. Wenn täglich eine ungeheure Menge von Vögeln, Fröschen, Schlangen, Eidexen, Ratten, Mäusen und Millionen von Insekten dahinsterben, so hält die Natur in dem Sylphengeschlechte der Käfer ihre Todtengräber, die unabläßig geschäfftig sind, die Todten unter die Erde zu bringen; damit sie in die eingeschaarten Leichname ihre Brut ablegen können, welche bald die vorgelegte Nahrung verzehrt; — so schützt die allgemeine Pflegemutter uns vor verderblicher Luft, läßt uns über blumige Gefilder wandeln, erquickt uns mit Wohlgerüchen, ohne daß unserm Fuße irgend ein stinkendes Aas begegne. Sobald ein Baum anfängt zu welken, gleich schickt die gütige Ernährerinn in den ungezählten Heeren der Bohrkäfer, Holzbücker, Borkenkäfer ihre treuen Knechte aus, welche schnell den todten Baum zermalmen, und der Sonne und dem Regen Eingang schaffen; so verschwindet der Baum vor unsern Augen, unserm Fußtritte wird Platz gemacht, Gras und Kräuter wach-

TRÜ Raamatukogu

wachsen da wo der gefallene Baum lag herrlicher empor, und die Erde ist zu neuem Gesäme zubereitet, ohne daß der Mensch eine Hand angelegt hat. Die Erde würde unbewohnbar und eine öde Wüste seyn, zu deren Anbau Menschenhände viel zu schwach seyn würden, wenn nicht jene Käfer und Maden und das wie Sand am Meere zahlreiche Milbengeschlecht unaufhörlich dem Menschen vorarbeiteten. Unbehindert pflegt der Landmann der nächtlichen Ruhe, wenn er die Erde aufgerissen, gedüngt und besäet hat, träumt von dem geendigten großen Werke und von Hoffnungen der Aerndte, inzwischen arbeitet die unermüdete Natur in ihrer Werkstatt fort und läßt dem Unwissenden den süßen Wahn, daß das alles die Folge seiner besorgten Kultur sey. Schändlich undankbar eilt der Thor zu seinen Feldern, treibt frohe Heerden auf fette Wiesen, lagert sich unter dem kühlen Schatten der winkenden Erle — verkennt aber die Hand, von der er das alles erhielt, klagt über das Mückengeschmeiß, schilt dem Fliegenheere, erschrickt vor Käfern, verabscheut die kriechende Made, und entflieht so der wohlthuenden Hand der Natur; und doch sie straft ihn dafür

nicht,

nicht, sie folgt jedem seiner Schritte mit Liebkosen, und streuet ihm Blumen auf den Weg. Nur der fleißige Schüler der Natur, nur der sorgfältige Beschauer und Beobachter ihrer Werke lernt die Hand kennen, die alles Gute so überströmend darreicht, er wirft sich ihr zu Füßen, küßt die segnende Hand, und fühlt den Himmel. Ihm ist eine Insektensammlung ein Altar, auf dem er Dank und Ehrfurcht der Gottheit opfert, jedes Insekt ist ihm ein Priester, ist der laute Verkündiger der Macht seines Herrn, der ungedungene Lobredner seiner Güte, der faßliche Lehrer seiner Weisheit.

Etliche Vorschläge zur Verbesserung der Medicinalanstalten auf dem Lande in Kurland, hauptsälich der Wundarzney- und Hebammenkunst.

Fast ists unbegreiflich, wie man bey dem in der neuesten Staatskunst allgemein angenommenen Modesysteme, die Bevölkerung auf alle Art zu befördern, doch weder allgemein, noch ernsthaft genug darauf denkt, auch der Entvölkerung zu steuern. Man will Menschen haben, Land und Städte zu füllen und blühend zu machen; man will durch die vereinigte Kraft so vieler tausend Hände den ganzen Segen des Himmels in immer reicherm Maße nehmen und genießen; man denkt und sinnt überall auf Vermehrung der arbeitenden Menschenklasse; aber wie viele Länder sind, wo man mit eben solchem Eifer, so nachdrücklich und unermüdet, die Erhaltung des größten, wirksamsten und nützlichsten Theils der Menschen, des Arbeiters und Ackermannes, beherziget?

Die öffentliche Sorgfalt für die Wohlfahrt des großen Haufens ist in keinem Lande so durchaus noth-

nothwendig, so innig mit der Wohlfahrt des ganzen Staates verbunden, als da, wo der Ackerbau alles in allem ist, und die Kraft, oder Schwäche der vielen arbeitenden Hände Wohlstand, oder Dürftigkeit bringt. Dazu kömmt, außer dem natürlichen Interesse, bey den Wenigen, die allein genießen, was der Fleiß des arbeitenden Theils erwirbt, annoch die große Pflicht, wenigstens durch gegenseitige Sorgfalt allen seinen Gebrechen und Unfällen kräftigst zu Hülfe zu kommen; eine Pflicht, die jedem, der blos ärndtet und Herr ist, stets heilig und unverletzlich seyn sollte.

Und ist unser Land nicht eines der ausgezeichnetsten Länder dieser Art? Ist nicht die einzige Quelle unsrer Nahrung, unsers Gewerbes und unsres Wohlstandes der Ackerbau, der allerdings vieler Hände Kraft, aber auch gesunder und froher Menschen Kraft erfordert?

Es ist eine erkannte Wahrheit, und kein Nationaltadel, — weil er, Gott Lob! nicht allgemein gilt, — daß man nur allzu lange schon an vielen Orten und in vielen Gegenden in Kurland auf diesen wichtigen Punkt der innern Landesökonomie we-

nig,

nig, oder gar nicht aufmerksam gewesen ist, obgleich einige Landbesitzer, zu ihrem wahren und bleibenden Vortheile, jeder nach seiner Einsicht und seinen Kräften, für die Erhaltung ihrer nützlichen Unterthanen durch eigne Medicinalanstalten zu sorgen angefangen haben. Unsern kleinen freyen Staat recht glücklich zu machen, kömmt es wahrlich nicht so viel darauf an, die Ehen und Geburten zu vermehren, und ihm viele Bewohner zu schaffen, als, dafür zu sorgen, daß diejenigen unsrer Bewohner, die wirklich brauchbar sind und Dienste leisten, lange behalten und nicht frühzeitig verloren werden.

Aber hunderte gehen verloren; nicht durch übermäßige Arbeit, oder Mangel der Nahrung, — nicht durch den Branntwein allein, der, wie eine Pest im Finstern, unser Landvolk je länger, je mehr entkräftet und aufreibt; — sondern Mangel an Aerzten und wohlfeilen Arzeneyen, Mangel an Hebammen und öffentlichen Krankenanstalten verursachen bey weitem das größere Unheil. Unsre Bauern wohnen einzeln in zerstreuten Höfen, viele weitab von Städten und von allen Menschen verlassen; überfällt Krankheit sie, wo sollen sie Hülfe suchen? wer

ver,

versorgt sie zu guter Zeit mit heilsamen Mitteln? Oft ist der Gutsherr, oft der Prediger glücklicher Weise nahe genug, den um Rettung schreyenden mit Arzney zu unterstützen, wenn er noch damit selbst versorgt ist. Aber kann man verlangen, daß beyde aus dem kleinen Vorrathe ihrer Hausapotheken immer das passendste Mittel wählen, immer die wahren Gebrechen des hülfesuchenden Kranken richtig beurtheilen und treffen sollen? Kömmt es doch oft, daß in wohlhabenden Häusern Menschen vor der Zeit hinsterben, blos weil die Mittel, die ihnen in der Angst und Eile von unkundigen Händen gereicht wurden, just nicht die rechten waren, und weil es an einem tüchtigen Arzte fehlte, die in Angst und Eile begangnen Fehler der Unkundigen wieder gut zu machen. Wie weit übler ist nun an vielen Orten der Bauer daran! Entweder er hat und findet keinen, der, wenn Krankheit kömmt, ihm hilft, und muß daher gewaltsam umkommen, oder er gebraucht in der Noth und Unwissenheit, oft auch aus Aberglauben, Mittel, die mehr schaden, als helfen; — oder er fällt, wenn er diese Hülfe noch erreichen kann, in die Hände eines Halbarztes und

Pfu-

Pfuschers, der auf Gerathewohl an ihm die Kunstprobe macht, und, wenn diese nun fehlschlägt, ihn unbekümmert hinsterben läßt.

Diesem allgemeinen alten Uebel endlich einmal mit Nachdrucke vorzubeugen, ist so unmöglich nicht; aber es gehört allgemeines Uebereinkommen, es gehören gesetzkräftige Verordnungen dazu, die Maaßregeln festzustellen, nach denen jenem verjährten Uebel abgeholfen werden kann; es erfordert Zeit, Ernst und Kosten, das Medicinalwesen auf dem Lande auf einen Fuß einzurichten, daß das allgemeine Beste sichtbarlich dadurch gewinne. Vielleicht, daß einige gutgemeynte Vorschläge, kurz und schlicht gesagt, nicht ohne Nutzen bleiben, und wenigstens einsichtsvollen Patrioten zu weiterm Nachdenken über diese wichtige Materie Gelegenheit geben! —

Noch bis auf den heutigen Tag giebt es in Kurland auf dem platten Lande wahrlich zu wenige und unter den wenigen viele unwissende Aerzte und Hebammen. Unterrichtete Hebammen haben wir fast gar nicht, obgleich nun vor Jahr und Tag ein brauchbarer Unterricht für Hebammen in lettischer

Spra-

Sprache gedruckt erschienen ist: denn leider! erfährt man eben nicht, daß unsre Wehmütter auf dem Lande ihn gehörig nutzen; vielmehr ist er in vielen Gegenden noch ganz unbekannt, oder doch nicht in den rechten Händen; und noch immer hört man in ganzen Bezirken die traurige Klage, daß durch Unwissenheit der Hebammen vielfältig Mütter und Kinder umkommen, oder, wenn sie ja glücklicher Weise beym Leben erhalten werden, doch schwach und kränklich bleiben. Und wie viele tausend nützliche Menschen sind seit einigen Jahren von epidemischen Krankheiten, von bitzigen und faulen Fiebern, von der Ruhr u. a. auf eine unverantwortliche Art weggerafft worden, lediglich, weil ihnen entweder gar nicht durch Aerzte Hülfe geschehen konnte, oder weil ihnen obendrein schlecht geholfen ward!

Diesen unglückseligen Mängeln abzuhelfen, sollte man vorerst den Wundärzten und Hebammen auf dem Lande genugsame Gelegenheit verschaffen, ihre Kunst recht gründlich zu erlernen; dann ihnen hinreichend Anlaß geben, ja gewissermaßen sie ernstlich dazu anhalten, nach erhaltener Appro-

bation,

bation, sich in ihre Kunst immer mehr und mit Vortheile zu üben; ferner sie durch Belohnungen und Beförderung ihres Nutzens antreiben, in ihrer Kunst weiter zu kommen und ihre Geschicklichkeiten zu vermehren; und zuletzt wenigstens in jedem Kirchspiele einen geschickten Arzt, oder Wundarzt anordnen, bey dem sich die minder geschickten Raths erholen könnten.

Da nun, was das erste betrifft, hier im Lande keine öffentliche Lehrer sind, die alle einem Wundarzte nöthige Wissenschaften unentgeldlich vortrügen, so müßten die Kirchspiele dahin bedacht seyn, geschickte Wundärzte aus Ländern, wo sie wissenschaftlich unterrichtet werden, hieher zu ziehen, und sie gehörig besolden, damit sie ihre Pflicht nicht nachläßig erfüllten, und den Unerfahrnen mit Rath und That gewissenhaft an die Hand giengen. Auch müßte in jedem Kirchspiele eine geschickte Hebamme angesetzt werden, die in Absicht der Hebammen dasselbe zu thun hätte, was in Absicht der Wundärzte dem Wundarzte obliegt. Dann müßte noch jedes Kirchspiel sein eignes Kran-

ken-

kenhaus haben, um die chronischen Kranken darinn aufzunehmen und zu verpflegen.

Dieß alles erfordert freylich Kosten; aber diese Kosten, da sie von Vielen gemeinschaftlich getragen würden, könnten unmöglich schwer fallen; zumal, da der Vortheil, den sie bringen, unendlich größer seyn muß. Alles kömmt auf einen guten Plan und guten Anfang an.

Endlich wäre es auch überhaupt gut, wenn unsre gelehrten Aerzte und Naturkundiger in den Städten unsre einheimischen Arzneymittel, zum allgemeinen Besten, häufiger untersuchten, den blos praktischen Wundarzt umständlicher damit bekannt machten, und ihn auf solche Art in Stand setzten, sie auf dem Lande reichlich einzusammlen, um dadurch seine Kuren selbst wohlfeiler für den Armen und allgemeinnützig zu machen.

Christian Bornmann.

Das Leben eines Schulmannes giebt nicht immer Stoff zu merkwürdigen und interessanten Erzählungen; sein Verdienst, so groß es ist für Welt und Nachwelt, wird nur gar zu selten ein Jahrhundert lang erkannt; sein Andenken erlischt gewöhnlich mit seinen dankbaren Zöglingen, und nur seine Schriften, wenn er Trieb und Muße genug hatte, Bücher zu schreiben und öffentlich herauszugeben, bieten zuweilen einem und dem andern suchenden Litterator Gelegenheit an die Hand, sein Andenken zu erneuern. Aber auch darauf darf er nicht immer zuversichtlich rechnen; Bücher und Schriften sind, wie viele andre Produkte des menschlichen Witzes, eine sehr vergängliche Waare; Millionen verschlingt der vernichtende Strom der Zeit, und nur außerordentliche Werke des Geistes, Werke, die natürlich nicht jeder gelehrte Kopf hervorbringen kann, trotzen der Vernichtung. Der größte Haufe unserer itzt schreibenden Autoren täuscht sich gewaltig mit der eitlen Hoffnung, für eine lange Nachwelt geschrieben zu haben. Tausende überle-

ben ihren gelehrten Ruhm selbst, ohne daß sie es wissen, und aber Tausende werden mit ihrem Tode vergessen seyn. Daß der Lauf der Dinge dieß gerade so, und nicht anders, mit sich bringe, sehen wir an denen, die vor uns waren: wohl dem, der wenigstens unter seinen Zeitgenossen als Autor Nutzen und Unterhaltung stiftet, den der süße Traum des unsterblichen Schriftstellerruhms bey Lebzeiten nicht sicher und aufgeblasen macht, oder gar kümmert, und der es gleichmüthig dem Glück und der Zeit überläßt, daß nach einem oder mehren Jahrhunderten etwa ein Liebhaber der allgemeinen oder vaterländischen Gelehrtengeschichte die verirrten und verkrochnen Kinder seines Geistes auffammlet und von der Wirklichkeit ihres Daseyns, von ihrem Werth oder Unwerth, einmal wieder Nachricht giebt! —

Der wackere Mitauische Schulmann, von dessen Leben und Schriften ich, zur Ehre seines Namens, hier kürzlich anführen will, was ich weiß und kann, giebt ein Beyspiel dieser Art. Er war Rektor der hiesigen lateinischen Stadtschule, ein gründlicher und allgemein beliebter Gelehrter, ein

Leb-

Lehrer von unermüdetem Fleiße, der viele nützliche Männer gebildet hat, ein Fremder, der Kurland als sein neues Vaterland mit heißem Enthusiasmus liebte, ein geistreicher, gnügsamer und froher Bürger des Staats, und was das vornehmste ist, der größte Dichter und Schriftsteller seines Jahrhunderts in Kurland und Livland. Aber er ist vergessen, sammt seinen Gedichten, so sehr man auch zu seiner Zeit ihn darum ehrte; und von seiner Lebensgeschichte ist nichts aufzufinden, als was er selbst in seinen lateinischen Epigrammen, als Poet, davon erwähnt hat. Seine Biographie läßt sich also, aus Mangel an zuverläßigen Nachrichten, sehr kurz zusammenfassen: seine kleinen in ihrer Art denkwürdigen Schriften will ich ausführlicher anzeigen.

Christian Bornmann war der Sohn eines Predigers zu Delitzsch in Sachsen, und der dritte von fünf Brüdern. Er studirte in den Schulen zu Delitzsch und Wittenberg, und zuletzt auf der Universität Leipzig. Darauf gieng er auf Reisen. Während dieser Zeit ward er unter Kaiser Leopold zum Dichter gekrönt, oder, er erhielt vom Kaiser den poe-

tischen

tischen Lorbeer; ein Kleinod, das damals noch Etwas galt, ob es gleich ohne sonderliche Schwierigkeit schon Jedem und Allen für ein geringes ertheilt ward. *) Nach zurückgelegten Reisen ward er Rektor zu Mitau. Hier that er sich besonders durch seine Poesie hervor. Dabey war er ein eifrigst thätiger und vortrefflicher Lehrer, und seine Schule war in großem Ansehn. Herzog Friedrich Kasimir beschenkte ihn mit einem großen silbernen Becher, zur Belohnung für ein Epigramm, das er an der Tafel des Fürsten aus dem Stegreife gemacht hatte, und wofür er sich wieder in einem Epigramm, das auch unter seinen Gedichten steht, bedankte. **) Unter seinen Wohlthätern, Gönnern und Freuden

E hat

*) Gadebusch sagt, Kaiser Leopold habe ihm mit eigener Hand die Dichterkrone aufgesetzt. Aber dieß geschahe damals schon selten; und auch der Vers in einem seiner Epigramme, den Gadebusch anführet, sagt das ausdrücklich nicht. Es heißt: Cæsaris e summa nam venit ille manu, (nämlich Titulus Poetæ laurigeri) vom Kaiser wohl, aber nicht eigentlich aus des Kaisers Hand.

**) Er sagt in dem Dankfagungsepigramm, der Becher sey gewesen: rhytmis speciosus & auro; stark vergulbet und mit Denkreimen besetzt.

hat er vorzüglich den Landhofmeister, Friedrich von Brakel, den Kammerherrn von Firks, auf Lesden, den rigischen Rathsherrn, Balthasar Nagel, Johann Reutern, Thomas Vegesak, Herrmann Witte von Nordeck, Joachim Dankwarth, und verschiedne Damen in Riga und Kurland, als Poet, besungen. Das Jahr seines Todes ist eben so wenig, als sein Geburtsjahr, anzugeben; wahrscheinlich ist er bald zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1703) gestorben. Aus seinen Gedichten sieht man, daß er ein Mann von heiterm Geist und frohem Herzen war, daß er durch seine Dichterey in großem Ansehn bey Land und Stadt stand, daß er, wie alle Poeten, den Wein und die Freude liebte, und sich die sauern Stunden seines Amtes gern durch Geselligkeit, Scherz und Lachen versüßte. Dabey leuchtet aus allen seinen Versen ein frommer, tugendhafter Sinn, gründliche Wissenschaft, Religion, Menschenliebe, Vertragsamkeit und eine reine Seele vor.

So viel, und mehr nicht, kann ich von seinem Leben anführen; aber von seinen hinterlaßnen Schriften, um derentwillen allein auch seiner gedacht

dacht werden muß, kann ich umständlicher sprechen, da ich die vorzüglichsten alle zusammenzubringen glücklich genug gewesen bin.

Sein Hauptwerk sind seine lateinische Epigrammen, in sechs Büchern; eine Sammlung von neunhundert und achtzig Sinngedichten. *) Aecht römisch sind nicht alle, nicht alle durch Inhalt, Wendung und Stachel von gleichem Werthe. Viele sind blos ein guter Einfall, ein naiver Gedanke, ein wohlgemeynter Dank, oder ein zierliches Kompliment; in eben so vielen herrscht mehr Wortspielerey, mehr die komische, plumpe Drolligkeit der altteutschen Schwänke, als wahrer Witz, und Salz und Laune. Viele sind ganz schlecht, und weder poetisch, noch zierlich in Worten und Sprache. Bornmann ist kein Martial; aber ein Drittheil seiner Sinngedichte, von einer kundigen Hand ausgehoben, müßte noch auf den heutigen Tag seinen großen Werth haben. Er ist kein Martial, aber ein Owen ist er, dessen Manier ihm wie angebo-

*) Sie sind gedruckt zu Mitau, 1705, unter dem Titel: Christ. Bornmanni, P. L. Cæs. Epigrammata, in 12.

geboren scheint. Doch, auch den liest Niemand mehr, wer wird unsern Poeten lesen? — Ueber die Grenzen von Kurland scheinen seine Sinngedichte nicht gekommen zu seyn; denn in den auswärtigen kritischen und litterarischen Schriften der damaligen Zeit ist ihrer, so viel ich weiß, nie Erwähnung gethan worden; selbst das große Jöchersche Gelehrtenlexikon hat seinen Namen nicht. Seine Muse war also blos vaterländisch, und darum schon verdient ihr Andenken Erhaltung.

Minder bedeutend an innerm Werthe, aber doch interessanter und unterhaltender für uns, ist sein teutsches Gedicht Mitau *), das in seiner ganzen originellen Gestalt dem Mühlpfortschen Lobgedichte auf die Stadt Breslau, oder auch der Brokkesschen Beschreibung der Gegend um Hamburg an die Seite gesetzt zu werden verdient. Dieses Gedicht besteht aus einigen hundert Versen, und enthält zum Theil manches zur mitauischen Stadtgeschichte brauchbares. Unter vielen schlechten und matten Stellen finden sich doch hin und wieder Verse,

*) Gedruckt zu Mitau, 1686.

se, die den wahren Poeten verrathen; und es ist zu verwundern, wie er aus einem an und für sich so unfruchtbaren Stoffe doch ein so leidliches Ganzes hat ausbilden können. Ich will daraus einen kurzen Auszug machen, um meine Leser theils mit dem poetischen Geiste des Verfassers, theils auch mit dem Tone jener Zeit überhaupt, bekannt zu machen.

Voran steht eine poetische Dedikation an den Magistrat zu Mitau, wovon ich die beyden ersten Strophen als Probe anführen will. Der Dichter redet seine Hochwohlehrenveste, Großachtbare und Wohlweise, sonders Hochgeehrte Herren und Großgünstige Beförderer also an:

Ihr Häupter, deren Geist der Mitau Leib regieret,
Ihr Sterne, deren Glanz den Vaterhimmel zieret,
Ihr Säulen, die Ihr seyd zur Wohlfahrt hergesetzt,
Ihr Väter, deren Preiß dem Golde gleich geschätzt:

Euch

Euch liegt der blasse Neid gezähmt zu beyden Füßen.
Euch muß Aurorens Mund als seine Sonnen grüßen,
Euch blickt das Gnadenlicht der niedern Gottheit an,
Euch ist der Bürger Herz und Leben zugethan.

In diesem Tone fährt er noch durch acht Strophen fort, sich und sein Werk seinen Gönnern zu empfehlen. — Das Gedicht selbst hebt in einer andern doppelt gereimten Versart, folgender maßen an:

Mitau, soll ich deinen Ruhm zu der Himmelsburg erheben,
Wo im Sternenkaiserthum so viel goldne Fakeln beben?
Soll ich deinen Namen schreiben auf Orions blaues Blatt,
Daß er ewig möge bleiben, wo das Lob kein Ende hat?
O! so muß ich meinen Kiel in Parnassus Quellen tauchen,

Und

Und das kluge Federspiel unsrer Kastalinnen brauchen,
Daß sie mir den Lorbeer schenken, der mit Dichterweisheit grünt,
Und ich dessen mag gedenken, was zu deiner Ehre dient.
Drum, Apollo, laß dein Chor seine süßen Saiten rühren,
Oeffne beydes Aug und Ohr, deiner Leyer Ton zu spüren:
Laß mich solche Sachen singen, die der Zeit, nach dieser Zeit,
Lust und Nutzen mögen bringen zu der Kuren Herrlichkeit!

Nach diesem fast zu poetischen und hochtrabenden Eingange beschreibt er die Lage der Stadt Mitau, die Entdeckung dieser Länder durch ein Bremer Schiff, die Unterjochung der Letten durch die Kreuzherrn, und zuletzt die Erbauung der Stadt Mitau. Er sagt:

Als man nach der Heilgeburt sechzig und zwölfhundert zählte,

Man

Man bey dieser Ueberfuhrt hier den Grund
zum Schloß erwählte:
Konrad, des Geschlechts von Mandern, der des
Ordens zehntes Haupt,
Hat den Teutschen herzuwandern und zu bauen
erst erlaubt.
Da war nur ein Hakelwerk, wo man heute
Mitau schauet,
Da ein Teutscher, Knittenbergk, hat das erste
Haus gebauet;
Nachdem kamen die von Witzen, zu erweitern
diesen Ort,
Die, die Teutschen zu beschützen, bauten an
dem Wasser fort.

Auch den Ursprung des Namens Mitau erklärt er, wenn er zur Stadt sagt:

Weil du mitten in der Au, mußte man dich
Mitau nennen.

Dann gedenkt er kürzlich der Schicksale der Stadt, bis auf Gotthard Kettlern, und was dieser und Herzog Friedrich nach ihm und zuletzt Jakob zu Verschönerung und Erweiterung derselben alles gethan haben. Und nun geht er über zur Beschrei-

bung

bung der Stadt selbst und ihrer Gebäude; zuerst der Kirche, dann der Schulwohnungen und der Schule selbst. Darauf folgt eine angenehme recht artige Schilderung des damaligen gegenüber liegenden fürstl. Gartens. Ich will sie ganz hersetzen:

Gegenüber (sagt er) ist das Haus und der
kleine Fürstengarten,
Da man manchen Blumenstraus in dem Frühling kann erwarten.
Da sieht man die Wollust wohnen, da ist alles ausgeschmückt,
Wo der Segen von Pomonen beydes Aug und Mund erqvickt.
Hier sieht man der Flora Reich mit den schönsten Blumen prangen,
Hier rührt sich das Obst zugleich in den weiß und rothen Wangen;
Hier sind Rosen und Narcissen, Blut und Milch auf einem Grund,
Hier die Lilien sich küßen mit der Tulipanen Mund.
Schauet, wie so mancher Ast, wie die schwangern Wipfel sinken

Von

Von der Früchte schweren Last, daß die Bäume gleichsam winken
Und entbunden wollen werden; denn wenn nur ein Lüftchen weht,
Zeigen sie schon mit Gebehrden, daß es ihnen übel geht.
Jene grüne Traube spricht: Will mich denn kein Freiher haben?
Niemand ist, der mich abbricht, sagt der Apfel, sich zu laben;
Und die süßen Pergamotten rufen in der großen Füll':
Ist denn mein Geschmack verboten, daß mich Niemand nehmen will?
Alle Gänge sind besetzt rundum mit Johannisbeeren,
Was nur Aug und Ohr ergötzt, ist zu sehen und zu hören;
Denn die Spieler kühler Lüfte, die es allen thun zuvor,
Preisen, wie in einem Stiffte, Gott allhier mit vollem Chor

Nun

Nun ich will die Fürſtenluſt andre laſſen
selbſt erwägen,
Ich will nur mein Haupt und Bruſt auf die
grünen Bänke legen,
Die in den bebäumten Häuſern manchem ma-
chen ſüße Ruh,
Und mit den bekrönten Reiſern werfen allen
Schatten zu.

Aus dem Garten geht der Poet auf den Markt unter die Buden, und beſchreibt alle Waaren, die da zu haben ſind. Hier gedenkt er rühmlichſt der um den Markt herumwohnenden, und geht dann über zu dem Lobe der Oberräthe, der fürſtl. Hofesofficianten, der mitauiſchen Geiſtlichkeit, der Kammer und Kanzleyverwandten und endlich des Magiſtrats. Schön iſt, was er von dem herzogl. Hofmarſchalle von Kleiſt ſagt:

Der die Hofeshöflichkeiten und der Sitten ſchöne
Pracht
Durch ſein Anſehn bey den Leuten zehnmal an-
genehmer macht.
Was am Himmel Phöbens Stern, in den Gär-
ten die Narciſſen,

In

In der Dattelnuß der Kern, und die Schwanen auf den Flüßen,
Was der Hirsch in grünen Wälbern, auf den Matten bunter Klee,
Was die Frucht in fetten Feldern, und die Perlen in der See;
Das iſt Kleiſt, und noch viel mehr, der des Fürſten Staat beſchmücket,
Wenn ein ganzes Liebesheer ihm aus beyden Augen blicket;
Der mir manche Gunſt erwieſen, dieſer Hof- und Edelmann,
Deſſen Ruhm ſoll ſeyn geprieſen, weil mein Mund noch lallen kann.

Vom damaligen Oberſekretär Bauer unter andern heißt es:

Nun kömmt Bauer, deſſen Fleiß in der Phöbusburg erzogen,
Der Minervens Reichthum weiß, der Thaliens Bruſt geſogen,
Den die Themis hat getragen, der iſt an dem Drixenfluß,

Halb

Halb latein und teutsch zu sagen, Obersekretarius.

Recht begeistert wird der Dichter und bis zu poßierlichen Wortspielen witzig, wenn er auf die damals lebenden Glieder des Raths kömmt. Von den beyden Gerichtsvögten singt er:

Müller, der zum erstenmal dieser Stadt Gerichtsvogt worden,
Leuchtet in der Väter Zahl, wie Bootes gegen Norden;
Auch Kammbinder, der die Kämme unsrer Reben bindet fest,
Niemals die Gesetzesflämme im Gerichte schwinden läßt.

Nachdem er alle namentlich besungen und zuletzt noch des Stadtsekretärs Tregel rühmlichst gedacht hat, beschließt er:

Schau an deinem Firmament, Mitau, die zwölf Himmelszeichen,
Deren Flamme stetig brennt, nie von deinem Pol zu weichen:
Doch der letztre wird gepriesen als das rechte Venuslicht,

Wenn

Wenn daſſelbe ſich gewieſen, fehlts an ſchönem
Tage nicht.

Auch die Stadtälterleute und die angeſehenſten Kaufleute der Stadt führt er namentlich an, und jeden mit einem ausgeſuchten Lobe; bey welcher Gelegenheit er folgende ſchmeichelhafte Schilderung des ſchönen Geſchlechts ſeiner Zeit macht:

Ueber alles iſt der Chor ſchöner Nymphen
hochzupreiſen,
Die zwar durch den ſchwarzen Flor nur der Schön-
heit Schatten weiſen,
Und mit weiſſen Mummeldecken, wie der Mond
bey dunkler Nacht,
Ihrer Wangen Schnee verſtecken, der doch zehn-
mal feiner lacht.
Aber ihrer Augen Licht und der ſchöne Stir-
nenhimmel
Weichen keinen Sternen nicht, auch der Reden
ſüßer Kümmel
Giebt den angenehmen Sitten einen huldbe-
ſeelten Geiſt,
Daß in allen Thun und Schritten Amor ſeine
Flammen weiſt.

Sie

Sie sind alle wohlgeschickt, Haus und Kinder zu regieren,
Und was die Natur geschmückt, noch viel besser auszuzieren:
Keuschheit, Ehre, Zucht und Liebe schenken süssen Bitterwein,
Daß die schmucken Herzensdiebe freundlich und doch ehrbar seyn.
Die sich in den Stand der Eh' auf der Aeltern Rath begeben,
Können, wie Penelope, spinnen, knöppeln, nähen, weben:
Keine Thais muß da wohnen, wo Diana Tempel findt,
Drum hier so viel Tugendkronen, als gelobte Jungfern sind.

Von den Damen kömmt er geradezu auf den damaligen Postmeister Pfannkuch; dieser hielt schon damals Zeitungen, daher heißts von seinem Hause sehr naiv:

Wie der Türk unglücklich kriegt, wie der Hahn*) sich hocherhebet,

Wie

*) Der Franzose.

Wie der Römeradler siegt, wie der arme Hungar bebet,
Wie die Zeiten sich verkehren, jener fällt, und dieser springt,
Kannst du lesen hier und hören, wenn Merkur die Zeitung bringt.

Dann gedenkt er der unteutschen Kirche und ihres Einsturzes, *) der katholischen Geistlichkeit, des Buchladens und der Druckerey und der bewährtesten Weinschenken. Von der Bauart in der Stadt sagt er überhaupt:

Wenig Häuser sind von Stein, meistentheils von Holz gebaut,
Doch fein ordentlich und rein, da man handelt, bäckt und braut,
Holz hält warm, und Stein ist kalt; Holz läßt sich geringer kaufen;
Nach dem Holz und in den Wald dürfen wir so weit nicht laufen;
Holz ist dichte, Holz hält feste, in dem Holze schläft sichs gut,

Wie

*) Sie fiel ein 1682, durch die Schuld des Baumeisters.

Wie der Storch in seinem Neste an der warmen Sonne thut.

Und nun endet er seine Schilderung der Stadt Mitau von innen mit folgenden lehrreichen Versen:

Müßiggang, das Teufelskind und die Mutter aller Laster,
Hier auch ihre Kinder find't, die in Mitau alles Pflaster
In den Gassen ausgetreten: — wer nur gerne müßig geht,
Und zur Hochzeit ungebeten, oder oft zu Weine geht;
Wer was Leckers essen mag, stets in schönen Kleidern stutzen,
Schlafen bis zum halben Tag' und sich vor dem Spiegel putzen;
Wer das thut, dem kanns nicht fehlen, wär' er noch so reich und schön,
Er muß hungern oder stehlen, oder endlich betteln gehn. —

Die zwote Hälfte des Bornmannschen Gedichts, in der er Mitau von außen besingt, enthält einige

angenehme poetische Stellen. Er geht über den Aabach; aber zuvor beschreibt er die Wiesen zwischen den beyden Bächen:

Seht, wie alles grün und schön, wie dort Pferd und Füllen liegen,
Hier die Küh' und Kälber gehn, Schaaf' und Lämmer, Böck und Ziegen!
Hört nur, wie die Lämmer blöken, wie die Kälber lustig seyn,
Wie die losen Frösche quäcken und die Füllen wiehern drein!
Wie das kunterbunte Gras seinen grünen Sammet schwinget,
Wie der Thau im Perlenglas alle Morgen Säfte bringet,
Wie der Wind die Blumen kühlet, wie sich alles freundlich regt,
Um einander küßt und spielet, mit einander zeckt und schlägt:
Wie der lange Rothfuß steht, der schwarzweiße Frühlingsbringer,
Und die Frösch' im Schilfe säht, diese losen, frohen Dinger;

Wie die Progne hin und wieder auf der Aegle Rücken fleugt,
Und im Strauch die Trauerlieder Philomele kläglich zeucht!
Dort will Korydon im Kahn das beschuppte Volk erwischen,
Hier sich Thyrsis auf dem Plan der beblümten Burg erfrischen;
Hier pflückt Thestylis Lavendel, Sauerampfer, Gundermann,
Spicke, Kümmel, Narden, Quendel, und was sie gebrauchen kann.
Gänse und Enten schwimmen dort mit der gelben Zucht spatzieren,
Die sie bald an sichern Bord, bald ins Wasser wieder führen:
Hier sieht man die Kinder baden, hier entsteht ein Feldgeschrey,
Dort ein großes Boot beladen fährt mit guter Luft vorbey.

Der Dichter betritt nun den rigischen Weg, und verfolgt ihn bis an den neuen Krug; von da aus übersieht er Bönings Höfchen, dann beschreibt er

Ebels

Ebels Höfchen und dann den Strom hinauf Hahns und Schröders Hof; von letzterm sagt er:

Schröters Hof ist weiter oben, und das feine Thannenthal,
Die zu ehren und zu loben, als ein fetter Segenssaal.

Nun geht er wieder zurück

Bis nach Bergfried, wo die Auen seufzen von der Früchte Last,
Und man Truckenhof kann schauen, der das feste Ufer faßt.
Seht den neuen Viehhof dort, wo die fetten Rinder weiden,
Wo die Euter strotzend stehn und das drücken willig leiden,
Wo man Käs' und Butter findet, Milch und Schmant in solcher Füll,
Die auch Holland überwindet, wenn nur Holland wetten will.

Und nun ein poetisches Lob unsrer Käse:

Drum, ihr Käse, kommt heran! Sachsen rühme seine Quärge,

Welsch-

Welschland seinen Parmisan, Schweiz die Käs' und Ankenberge,
Limburg seine fetten Ziegel, Schweden seines Ostes Schatz,
Holland seine Molkenhügel, Böhmen seinen Stänkermatz:
Alles ist nur Phantasey, alles sind nur Madenleichen;
Nichts kömmt diesen Käsen bey, nichts ist ihnen zu vergleichen:
Edam selbst, die Käsemutter, in der Betau wird verlacht,
Weil in Kurland mager Futter gleichwohl fette Käse macht.

Nachdem er noch Wredenhofs und der Ziegelbrennerey erwähnt hat, kömmt er auf klein Platon,

wo des Herzogs Jagd zu finden,
Und Pomonens weiter Thron, wo ein Wohnplatz schöner Linden,
Wo Priap, der Gartenhüter, mit der krummen Sichel wacht,
Und die bunten Sommergüter frey vor Dieb und Vögeln macht.

Von

Von da kehrt er zurück zur Stadt, beschreibt viele herumliegende Gelegenheiten, Landhöfchen und Herbergen, und zuletzt unsre Heuärndte. Weiterhin fährt er fort:

Dort ist Meyhof in dem Feld, hier der Fürstenhof Lapskallen,
Dem der Busch sich zugesellt, wo die Nachtigallen schallen,
Wo der Fink und Hänfling schreyet, wo das ungemeine Vieh
Sich in fetter Weide freuet, und die Wollust fehlet nie.

Endlich schließt er:

Nun wir kommen allgemach zu dem Seethor hergegangen,
Und auch wieder an den Bach, wo wir erstlich angefangen,
Setzt euch, liebe Musen, nieder, und beseht den ganzen Strich,
Was die Mitau hin und wieder hält für süße Lust in sich,

Bey dieser Gelegenheit macht er ein gutes Gemälde von unsern Jahrszeiten und der Ergiebigkeit unsrer

unsrer Flüße. Die letzten Verse des Gedichts will ich noch ganz hersetzen:

Was den Himmel nun betrifft, ist derselbe voller Güte,
Der hier weder Pest noch Gift hauchet in der Menschen Blüthe,
Auch die hier geboren werden, sind von Leibe stark und schön,
Daß an Sinnen und Gebehrden sie viel Fremden übergehn.
Ob die Luft gleich rauh und schwer, Herbst und Frühling allzufeuchte,
Träget doch der Boden mehr, als die Länder, die zu seichte
Sich zu weit vom Nordpol wenden; drum auch man die fette Frucht
Auf der See von allen Enden aus dem edlen Kurland sucht.
Taproban und Koromandel mag mit stetem Sommer lachen,
Da die Sonne, warm und hell, niemals Winter pflegt zu machen;

Sieht

Sieht Egypten keinen Regen, wird sein Himmel nie betrübt,
O! wir danken Gottes Segen, der uns Schnee und Regen giebt!
Ist der Winter rauher Art, daß der Strom im Harnisch lieget,
So erfreut die Schlittenfahrt, die der Jugend Lust vergnüget;
Wenn der kalte Nord erschrecket, jedermann in Pelzen stutzt,
Wer sich damit wohl bedecket, leicht dem kalten Winter trutzt.
In der Hitze gehet man in die Gärten ausspazieren,
Da man süße Früchte kann zu des Sommers Raub entführen:
Wenn der Winter ein heißt hitzen und der nasse Finger klebt,
Bleibt man bey dem Ofen sitzen, da man auch vergnüglich lebt.
Alle Wälder sind voll Wild, See und Bäche voller Fische,

Berg und Thal von Vieh erfüllt, die man
häufig trägt zu Tische.
Himmel Erd und Wasser geben, ohne große
Sorg' und Plag',
Was man darf zu diesem Leben, und zur Wol-
lust wünschen mag.
Doch der arme Bauer muß in dem Ueberfluß
indessen
Salz und Brod oft mit Verdruß bey der schwe-
ren Arbeit essen:
Muß sich drücken, bücken, schmiegen, leidet Re-
gen, Hitz und Frost,
Denn die Pferde, die da pflügen, kriegen sel-
ten Haberkost.

Noch deklamirt er einige Verse hindurch von der Bauern Elend, Verstocktheit, Lebensart und Geschicklichkeit zu allerley mechanischen Künsten, und endet sein Gedicht mit folgenden Reimen:

Jung und Alten ist bekannt, wie sie ihre Lie-
der heulen,
Wie die Herren Busch und Land unter ihre
Bauern theilen;

Und

Wie sie wohnen, wie sie leben, ihre Sitten,
Lust und List,
Und ihr Schweiß muß allen geben, was zum
Leben nöthig ist.

Außer den Sinngedichten und dem Gedichte Mitau sind von diesem verdienten Schulmann und Poeten noch einige Kleinigkeiten vorhanden, die nur genannt, nicht gepriesen zu werden verdienen. Die erste sey sein leidender Jesus, ein teutsches Passionsgedicht, dem es nicht an erbaulichen Gedanken, aber durchaus an Plan, an Kraft und Adel des Styls fehlt. Hier ist der Anfang zur Probe:

Wenn ich, o! Jesu, soll dein Kreuz und bit-
tres Leiden
Mit meinem schwachen Kiel ins Erz der Her-
zen schneiden;
Wenn mein betrübter Geist mit Schmerzen sie-
het an,
Was du für Heil an mir und aller Welt ge-
than;
Wie aller Herren Herr für seinen Knecht ge-
storben,

Wie

Und mir das Leben hat durch herben Tod erworben;
Wie die Gerechtigkeit gnug für die Sünder thut,
Und Gottes eigner Sohn vergeußt sein theures Blut;
So fließt ein ganzer Strom von Zähren aus den Quellen,
Und kann die Seele sich nicht wohl zufrieden stellen:
Ich habe das verdient! mir sollte solche Pein,
Mein Jesu, saget sie, zur Sündenstrafe seyn;
Du aber bist zu fromm!

Und doch ist dieses bis zur Ermüdung langweilige Gedicht in Mitau kurz hinter einander zweymal gedruckt worden; denn auf dem Exemplare, das ich besitze, steht ausdrücklich: Auf frommer Herzen Begehren zum andernmal gedruckt von George Radezki, 1713.

Noch unwichtiger sind seine teutschen Namensspiele (Mitau, 1694) und seine Anagrammen, in latei-

lateinischen Versen; beydes Spielereyen, auf die man in jenen Zeiten nicht wenig hielt, und die nun Gott Lob! vergessen und ungeachtet sind. — Wer weiß, was unsern Minneliedern und Volksliedern und bardischen Oden nach einem Jahrhunderte ähnliches wiederfährt? wer ist Bürge, daß der wandelbare Geschmack auch bey denen, die nach uns kommen, nicht dereinst auch sie abgeschmackt und altväterisch findet? —

Beantwortung einer im April geschehenen Anfrage.

In jeder Gegend, wo Schlangen sich häufig vermehren, darf man nur, um sich gegen ihren Biß zu sichern, mit wollenen, oder ledernen Handschuhen und Schnupftaback versehen seyn. Da das Gift auf Wolle oder Leder von keiner Wirkung ist, so kann man, wenn man auf eine Schlange stößt, dieselbe mit der mit einem Handschuh bewaffneten Hand aufnehmen und Schnupftaback in ihren sich öffnenden Rachen streuen, der sie sogleich tödtet. Hat Jemand das Unglück, von einer Schlange gestochen zu werden; so muß man ihm Schnupftaback mit Milch eingeben, und den verletzten Theil des Körpers mit Urin waschen, der vorher mit Schnupftaback gemischt ist. —

Vor Eschenbäumen fliehen Schlangen; und wenn in einer Gegend, wo sie in Menge anzutreffen sind, Eschen gepflanzt, oder gesäet werden, so verlieren sie sich daraus. — Nicht selten finden sich Schlangen in den Viehställen ein, aus denen man sie nicht besser vertreiben kann, als daß man die Ställe mit Eschenlaub ausstreut.

Mitauische

Monatsschrift.

August, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Fölkersambisches Diarium.

(Fortsetzung.)

Den zehnten dieses gieng ich zum holländischen Herrn Ambassadeur, machte ihm mein Kompliment, und fragte ihn endlich, was er von den Schweden für Resolution erhalten habe; ob sie die Mediation verstatten wollten, oder nicht? Worauf er antwortete: daß er mit den schwedischen Kommissarien ziemlich hart darüber aneinander gewesen sey und ihnen gesagt habe: es wäre nicht genug, daß sie sich entschuldigten, als ob sie deswegen keinen Befehl von ihrem Könige hätten, sondern dessen Ordre darüber erst erwarten müßten; denn es ihr König wohl gewußt, oder zum wenigsten hätte wissen sollen, daß, auf des Königs in Polen und Dero Stände Ersuchen, die Herren Staaten, wie vormals bey solchen Händeln geschehen, ihn anhero gesandt, nicht als einen müßigen Zuseher, sondern in dem Werke des Friedens treu und eifrigst mit zu arbeiten. Und verwunderte er sich nicht wenig

nig

nig darüber, daß von polnischer Seite man seine Person nicht besser in Acht nehme, und bey den Schweden darauf dringe, ihn zu admittiren; sondern man müße vernehmen, daß sie bereits in so weit ohne sein Vorwissen die Traktaten eingerichtet hätten, welches er an seinen Ort müße gestellet seyn lassen, und noch eine Weile sehen, wo es hinauswolle, und thun, was seine Ordre mit sich bringe. Ich sagte: Polen würde vielleicht nicht wissen, sich auf Holland zu verlassen; und daß sie sich auch nicht unterstehen möchten, Polen, gleichwie Dänemark, einen solchen Frieden zu schließen, der nur Holland zum Vortheile dienen könnte. Derowegen sollte man auf Mittel bedacht seyn, eine redliche Defensivallianz miteinander zu schließen: so wüßte man, was einer dem andern zu trauen hätte. Der Herr Abgesandte sagte: Es wäre wohl eine Sache; aber was könnte das für eine Allianz zwischen ihnen geben, wenn die Verträge nicht wechselsweise könnten geleistet werden. Z. E. Was hätte Holland mit dem türkischen, tatarischen, kosakischen und auch moskowitischen Kriege zu thun? Dann, wenn auch Polen in Zeit der Noth ihnen mit Völ-

kern

kern beystehen wollte, so wäre es ein undisciplinirtes Volk, das ihnen mehr schaden, als frommen sollte; und drittens, müße man Holland mit Schiffen helfen, und die hätten die Polen nicht. Also sehe man nicht, wie eine Defensivallianz zwischen Polen und Holland könnte aufgerichtet werden, und was für Vortheil Holland davon haben sollte. Ich erwiederte darauf, daß eine Defensivallianz zwischen ihnen gar wohl und mit gleichem Nutzen sollte können geschloßen werden; denn erstlich dürfte die Allianz sich nicht weiter erstrecken, als so weit es die Ostsee und deren Küsten betreffe; in die andern Kriege, wie vor erwähnt, dürften sich die Holländer nicht mischen. Fürs andre, wie die Natur aller Allianzen wäre, daß sie das Reciprokum, oder doch ein Aequivalent erforderte, also könne auch wohl von Polen alles, was von Holland an Polen sollte geleistet werden, an Holland geschehen. Was die Völker anbelange, so dürften die Polen nur geworbne teutsche Knechte hinsenden, die müßten dort denn wohl unter ihrer Disposition leben, und thun, was ihnen gebühret. Zu den Schiffen hätte die Krone Polen beßere Mittel, als Holland.

Ja

Ja kein einziges Königreich sey darinn irgend Polen zu vergleichen; als welches in sich alles selbsten habe, was zur Erbauung solcher Schiffe nöthig ist. Dessen hätte man Exempel am Herzoge von Kurland. Wenn also Polen verpflichtet wäre, eine gewisse Anzahl von Schiffen Holland zum Besten zu halten, könnte es darzu bald gelangen. So könnte es auch um so viel mehr gleichsam zur Garantie dienen, wenn Holland mit anstehen würde, die Stadt Riga zu occupiren, und selbige von den Polen ihnen mit gewissen billigen Bedingungen übergeben würde. Es sey leicht zu ermessen, was grosse Sicherheit und Vortheil der Handel, des Dünastroms wohl zu bedenken, davon habe müße; wenn aber die Moskowiter des Platzes sich endlich bemeistern sollten, was Holland für ein unüberwindlicher Schaden daraus zuwachsen würde. Denn ein so mächtiger Potentat solchen Handel zwingen und setzen würde, nach seinem Belieben. Nun sey einmal gewiß, daß der Moskowiter ein gewisses Absehn auf die Stadt gerichtet habe, und wer wisse, was er diesen ankommenden Sommer unternehmen dürfte; weilen ihm wohl bekannt sey, daß der

Schwe-

Schweden Verfassung schlecht und die Oerter gar eine geringe Besatzung hätten. Diesem allen könnte auf vorgedachte Weise leicht vorgebeuget werden; und obgleich der Ort für Holland etwas entlegen, so sey doch solches wenig zu achten, weilen zu Schiffe allezeit in wenigen Wochen aus Holland Hülfe nach Riga erfolgen könnte. Wegen Unterhaltung der Garnison dürfe man auch wenig Bedenken tragen, da der Zoll bey weitem ein mehreres thue, als auf die Garnison aufgehe. Der Herr Gesandte nahm dieß alles sehr wohl auf, und sagte: Es hätte ja wohl einer und der andre der Herren Polen mit ihm auch Gespräch gehabt von einer Defensivallianz, aber nichts davon gesprochen. Wenn man denn solches an polnischer Seite gewillet sey, so sollte man alles richtig zu Papiere bringen, damit er sähe, wie raisonnabel eines und das andre wäre und was für Festigkeit dabey seyn könnte, so wollte er es seinen Meistern zusenden, und deren Erklärung und Ordre gewärtig seyn. Er beschwerte sich daneben sehr, daß die Polen wegen seiner Person in Ansehung der Mediation keinen bessern Ernst verspüren ließen, und vermeynte, daß,

wenn

wenn sie also beharren, und für ihren Kopf mit Ausschließung Dänemarks den Frieden machen sollten, Holland weder Garantie leisten, noch sich hinführo weiter um Polen bekümmern werde. Die Polen sollten nur erwägen, daß ihnen der Friede, den sie mit Schweden auf der Post eingehen wollten, zum äußersten, ewigwährenden Ruin ausschlagen möchte. Er bat mich, solches den Herren Kommissarien wohl zu Gemüthe zu führen. Ich fragte, was für Versicherung Polen haben könnte, daß die Herren Staaten den König in Dänemark nicht treiben wollten, den Frieden mit Schweden eher zu schließen, als er hier geschlossen wäre? Denn auf solchen Fall würde der König von Schweden seine ganze Macht hieher wider Polen wenden; und das sey eben die Ursache, warum Polen die ersten im Friedensschluß seyn wollten. Der Herr Gesandte antwortete: Es sey wahr, er wisse es auch wohl, daß das bey den Polen die Ursache wäre. Wohlan, fragte ich, was ist da für Rath? Wäre das nicht ein Mittel, daß die teutschen Traktaten auch hieher remittiret, und also das ganze Friedensgeschäfft zugleich und auf einmal geschlossen

ſchloſſen würde? Der Herr Geſandte vermeynte, daß dieß nicht ſeyn könne, weil die Traktaten zwiſchen den nordiſchen Königen ſich dort ſchon angefangen hätten, und ſolches mit Belieben Frankreichs und Englands, ohne welcher Vorwiſſen man keine Aenderung darinn machen könne. Allein, das könne zum Mittel dienen, daß von beyden Theilen der Friede alſo geſchloſſen würde, daß er nicht eher ſeinen Effekt ſollte haben, ehe und bevor mit dem andern Theile der Friede auch geſchloſſen wäre. Er erzählte dabey, was für Intereſſe Holland habe, daß ſowohl die Krone Polen, als Dänemark in ihrem Gewichte verbleiben und erhalten werden müßten. Nahm damit meinen Abſchied.

Deſſelben Tags gegen Abend gieng ich zu den kurfürſtl. Geſandten, und erzählte ihnen den mit dem Herrn Woiwoden und auch mit dem holländiſchen Geſandten gehaltenen Diſkurs. Sie bedankten ſich ſolcher vertraulichen Kommunikation, und hielten es für nothwendig, daß ich dem Herrn Woiwoden und dem Herrn Kanzler je eher je lieber eröffnen möchte, daß die Herren Kommiſſarien das von dem holländiſchen Geſandten letzt vorgeſchlagne Mittel

ergrei-

ergreifen, oder zum wenigsten das Werk zum Vorjahre verziehen möchten, damit man sehe, was doch Holland bey seiner nun gefaßten Resolution in der That thun und leisten werde.

Den eilften fuhr ich früh morgens zum Herrn Woiwoden, und referirte demselben alles. Er nahm solches auch mit größtem Danke an, und vermeynte, morgen zum französischen Gesandten zu fahren und ihm die Visite abzugeben, dabey er inständig bey ihm anhalten wollte, den Schweden zu proponiren, daß sie den holländischen Gesandten als Mediatoren annähmen; wenn es aber die Schweden keinesweges thun, sondern nochmalen auf ihres Königs Ordre sich fußen würden, so wollten sie doch auf polnischer Seit den Holländer zu ihren Berathschlagungen ziehn, und ohne ihn nichts vornehmen, noch schließen. Allein wegen der Präcedenz, die zwischen den Kurfürstlichen mit ihm vorfiele, müße der Abgesandte einen Ausweg finden; zumalen die Kurfürstlichen ihm nicht weichen würden. Auch könnten sie ihm den Titel Illustris wohl geben, aber Excellenz nicht, weil derselbe nur den von gekrönten Häuptern Abgeordneten zukomme.

Be-

Begehrte also Herr Woiwode von mir, ich solle desfalls mit ihm weiter reden; er wolle auch selbsten zu ihm kommen, sobald er nur immer könnte. Ich bat, weil der Herr Woiwode zum französischen Gesandten hinauszog, meiner gefangenen Herrschaft nicht zu vergessen; welches der Herr Woiwode mir auch zusagte.

Den zwölften war ich auf dem Palatium, woselbst ich den Herrn Reichsinstigator sprach, welcher ausführliche Nachricht von mir haben wollte, wie es allerdings ums Herzogthum Kurland bewandt wäre, wie und auf was Art es an Polen kommen, und ob Polen mit, oder Litthauen allein ein Interesse daran hätten. Ich verwunderte mich anfänglich darüber, daß er so gar keine Wissenschaft davon haben sollte. Jedoch belehrte ich ihn von allem gründlich, wofür er sich zum höchsten bedankte, und versprach, nunmehro des Herzogs und des Herzogthums sich aufs eifrigste anzunehmen.

Den dreyzehnten war ich beym Herrn Kanzler Pac, und mußte mit ihm nach der Oliva zum französischen Gesandten hinausfahren, woselbst es, nach

abge-

abgelegten Komplimenten, allerley Diskurse setzte, insonderheit wegen Livland und Kurland. Der Herr Mediator sagte, daß die Schweden vorgegeben, es sey ihnen die Provinz Livland von dreyen römischen Kaisern gegeben und aufgetragen; die Polen hätten sie geradezu und ohne Recht an sich gezogen. Dieses belegte der Herr Kanzler wohl und genugsam, und berief sich übrigens auf mich; da ich denn anfänglich fragte, ob man nicht die kaiserlichen Diplome, deren sich die Schweden berühmten, könne zu sehen bekommen? Der Legat antwortete, er habe sie zwar auch nicht gesehen; aber man müße solches vornehmen Leuten glauben. Ich versetzte: Ehe sich solche gerühmte Dokumente nicht auflegten, würde ihnen gar kein Unrecht geschehen, wenn es Jedermann für Erdichtung hielte. Das Gegentheil aber könne von dieser Seite erwiesen werden, nämlich, daß die Subjektion solcher Provinz mit Wissen des römischen Kaisers an die Krone Polen geschehen, und darauf auch die Einverleibung erfolgt sey. Gesetzt aber, die römischen Kaiser hätten dergleichen Diplome von sich gegeben; warum habe denn die Krone Schweden sich

niema-

niemalen der Provinz angenommen, noch wider den Feind, den Moskowiter, einige Hülfe geleistet, oder wider beschehene Subjektion an Polen sich bewahret, und dergleichen jemals prätendirt? — Nachdem übergab der Herr Mediator der Schweden Repliken auf die eingesandten Propositionen, dagegen übergaben dem Herrn Mediator die Herren Polen und Alliirten auf der Schweden eingereichte Propositionen ihre Repliken, und fuhren damit wieder davon. Wir kamen fast in der Nacht erst wieder zur Vorstadt, und konnten, weil die Stadt schon geschlossen war, nicht hereinkommen, sondern mußten bey dem Herrn Obrist Sacken Nachtlager nehmen. Der Herr Kanzler begehrte inständig, ich möchte doch morgens früh wieder zu ihm kommen und die livländische Charte mitbringen.

Dieses that ich auch den vierzehnten, als Tags darauf, und bereichtete dem Herrn Kanzler von selbiger Landtafel. Nachmalen eröffnete er mir, wie daß die Schweden in ihrer übergebnen Replike den Herzog ziemlich hart angegriffen hätten, und ihm keine Neutralität geständig wären. Ich bat, wenn sie auf den Punkt was weiter antworten wollten,

ten, daß man mich erst darüber hören möchte. Der Herr Kanzler sagte, es sey solches nicht mehr denn billig; sobald die Herren Kommissarien Ihro Majestät Replike gelesen, wollten sie mir solche auch mittheilen, und meine Meynung darüber einnehmen.

Den funfzehnten ließen mich die kurfürstlichen Legaten zu sich erbitten, weilen sie nothwendig mit mir zu reden hätten. Ich gieng alsobald hin, und sie benachrichtigten mich, was die Schwedischen sowohl auf ihre, als auch der polnischen Kommissarien eingesandte Propositionen, und insonderheit auf den Punkt wegen Ihro Fürstl. Gnaden Befreyung, erkläret hätten. Sie fragten mich um den Grund der Neutralität, und was sie weiter bey der Sache thun sollten. Nachdem ich ihnen für ihre freundschaftliche Mittheilung bestens gedankt, that ich ihnen ausführlichen Bericht, wie es mit der Neutralität bewandt sey, und ließ ihnen auch bald die Kopie davon zukommen. Daneben bat ich, wie sie angefangen, also möchten sie auch ferner fortfahren, und unabläßig das Restitutionsgeschäfft betreiben: welches sie mir denn auch zusagten. Sie hielten es aber dabey für nöthig, daß

ich

ich auch bey der Kaiserl. und Ihro Maj. selber anhalten möchte, damit es nicht bis zu allerletzt ausgesetzt würde; als womit der Franzos schwanger gienge.

Den sechzehnten fuhr ich zum Herrn Woiwoden, welcher mir alle die Responsa mittheilte; da ich denn gute Gelegenheit hatte, ihm zu zeigen, warum die Schweden so kurz und kalt wegen des Herzogs Loslassung, und demnach sehr nachdenklich, sich erklärt hätten. Ich bat ihn dabey, meines armen Herrn beständiger Freund zu verbleiben, und den Punkt der Restitution nicht hintangesetzt seyn zu lassen, sondern, so wie es in ihre Propositionen eingerücket war, steif und fest darauf zu beharren, daß die Schweden kathegorisch erklären möchten, den Herzog zu restituiren; und so sie weiter was schriftliches auf den Punkt antworten wollten, mir solches erst mitzutheilen, bis dahin aber es nicht auszugeben. Der Herr Woiwode sagte mir solches nicht allein zu, sondern versicherte mich auch, Sr. Fürstlichen Durchlaucht Interesse dermaßen zu befördern, daß Ihro Durchl. in der That seine getreuen Dienste empfinden sollten.

An eben dem Tage kam der holländische Ambassadeur zu mir, und gab mir die Visite ab, mit vielen Komplimenten. Er hatte daneben vielerley Diskurse von diesem bevorstehenden polnischen Frieden, und beklagte sich, daß, so lange er nicht zur Mediation gelassen würde, er keine Mittel und Gelegenheit hätte, Sr. Fürstl. Durchl. zu dienen, und die gute Affektion seiner Meister gegen Se. Fürstl. Durchl. an Tag zu legen. Jedennoch wolle er nicht unterlassen, es, wenn es immer möglich, zu thun. Ich bedankte mich, und versprach, ihm von allem, was mir zur Hand käme und wichtig genug wäre, Part zu geben.

Desselben Tags gieng ich auch nach Hofe, woselbst eben der junge Rassoki ankommen war und bey Ihro Majestät beyderseits Audienz gehabt hatte. Von dannen fuhr ich mit dem Herrn Woiwoden nach seinem Quartiere, und mußte mit ihm essen. Da fielen denn wieder mancherley Gespräche vor, insonderheit von der Alliirten Interesse, und daß sie nicht gern sähen, daß die Polen einen Partikulärfrieden auf eine Zeit lang mit den Schweden machen sollten. Er vermeynte aber, sie könnten es nicht

thun

thun, noch ihretwegen unterlassen: die Noth in Polen sey zu groß; man habe nirgends her einige Lebensmittel. Ich bat schlüßlich: es käme mit dem Frieden, wie Gott wolle; man möchte doch nur schaffen, daß meine arme Herrschaft je eher je lieber loskäme. Der Herr Woiwode versprach, alles, was er dazu nur immer beytragen könne, gern und willig zu thun.

Am siebzehnten fuhr ich zum Herrn Kanzler Pac, gab ihm Bescheid wegen Livland, und bat höchlich, bey nächstfolgender Konferenz hart und inständig in die Schweden zu dringen, daß meine Herrschaft restituirt werde; und dafern es dazu kommen sollte, daß sie Livland den Schweden abtreten würden, nicht eher drein zu schließen, als bis auch ich erst gehöret und meine Desideria und Gravamina dabey gebührlich in Acht genommen wären; welches er auch versprach, und begehrte, ich möchte ihm die Desideria nur bey Zeiten einreichen. Denn ob sie wohl nicht entschlossen wären, Livland den Schweden abzutreten, so diene es doch in Zeiten zur guten Informade. Er gelobte dabey seine besten Dienste.

Den achtzehnten fuhr ich zum Herrn Großkanz-

ler, bat ihn eben dasselbe, als den Litthauischen, und auch er versprach in allem seine Dienste.

Den neunzehnten fuhr ich wieder zum Herrn Woiwoden, und ertheilte ihm Berichte wegen Livland, wie auch unsre Desideria. Solches war ihm sehr angenehm, und er sagte mir, daß Ihro Fürstl. Durchl. ihm schon dergleichen zugesandt hätten, wie er zu Berlin gewesen und man vermeynt hätte, daß der Friede allda geschlossen werden sollte. Er ließ sie aufsuchen und wies mir sie. Da nun solche weder der itzigen Zeit angemessen, noch von sonderlicher Erheblichkeit waren, also nahm ich dieselbe zu mir, sagte, daß solche Gravamina dießmal nicht auf die Weise, sondern wie ich sie aufgesetzt und eingerichtet, zu suchen wären, und bat, diese nur wohl in Obacht zu haben und sie beym Fortgange der Traktaten zu seiner Zeit und an seinem Orte bestermaßen zu befördern. Der Herr Woiwode sagte, er wolle die Dinge fleißig und mit Nachdenken durchlesen, und so es dazu käme, daß sie ja Livland abtreten müßten, alsdann solche bestermaßen zu beobachten und zu befördern sich angelegen seyn lassen.

Dito

Dito war ich bey dem Herrn Lisola, und bat ihn, unsre Kommissarien anzutreiben, daß sie doch inständiger die Restitution meiner Herrschaft fördern möchten. Denn mir deuchte, sie wären in der Sache ziemlich nachläßig, und ich fürchtete sehr, die Schweden möchten es durch den Franzosen dahin einleiten, daß vielleicht dieser Punkt gar bis zuletzt ausgesetzt würde, welches meiner armen Herrschaft zu lange fallen sollte, zumal, da der Ausgang der Traktaten noch zweifelhaft sey. Herr Lisola wollte es gar gern thun; allein er versicherte mich, daß es der König und die Königinn selber so inständig betrieben, als nöthig: er und sein Kollege hätten auch von kaiserl. Majestät noch dieser Tagen Briefe erhalten, darinn ihnen die Restitution zu fördern gar ämsig und ernstlich auferlegt sey. Ich sollte demnach an gutem Erfolge nicht zweifeln.

Dito gieng ich auch zum Grafen Kolowrath, und empfahl ihm eben gleich meines gnädigen Herrn Sache, welcher sich denn in allem dem Lisola gleich erklärte. Er sagte gleichfalls, daß kaiserl. Majestät ihnen solches gar ernstlich auferlegt hätte: überdieß finde er sich auch für seine Person dem ehrli-

chen

chen Herzoge, zumalen in einer so gerechten Sache, zu dienen schuldig.

Den zwanzigsten gieng ich aufs Palatium, da ich denn ungefähr an den französischen Gesandten de Lombres gerieth. Ich redete mit ihm, und fragte, was für Hoffnung wegen meiner gnädigsten Herrschaft Befreyung und Restitution wäre? Herr de Lombres sagte mir, es werde nunmehro keine Schwierigkeit haben: ich sollte nur gutes Muthes seyn; er würde schon, vermöge des Befehls, den er von seinem Könige und dem Kardinal hätte, Ihro Fürstl. Gnaden Sache aufs beste und möglichste befördern.

Am einundzwanzigsten fuhr ich zum litthauischen Herrn Großkanzler, und erkundigte mich bey ihm, was in Ansehung der Traktaten und meines Herrn vorliefe? Der Herr Kanzler, der eben zu Ihro Majestät fahren wollte, erwiederte: Was Euren Herrn betrifft, so halten wir den Punkt schon als abgehandelt, und bleibt Kurland bey uns: wegen Livland aber können wir uns nicht vereinigen. Mußte also in solchem Diskurse mit ihm nach Hofe fahren.

Tages darauf fuhr ich zum Herrn Woiwoden,

welcher

welcher mir berichtete, daß ihnen der Mediator beygebracht habe, daß man durch so viele Schriften von beyden Seiten nicht bald zum Ziele kommen würde; derowegen solle man zur mündlichen Konferenz schreiten; und damit man sich der Sache desto eher abhelfe, wolle er, als Mediator, drey Punkte für jede Parthey vorgeschlagen haben. Erstlich von Seiten der Polen: die Königl. Majestät solle sich der Prätension ans Königreich Schweden, und Ihrer Ansprüche an Ihre in Schweden belegene Erb- und Patrimonialgüter begeben, und dann solle die Republik ihre Prätension an Livland zu ewigen Zeiten aufgeben. Die Schweden hergegen sollten ganz Preußen räumen, Kurland fahren lassen und den Herzog samt seiner Familie loslassen und wieder in sein Land bringen. Damit hierüber bequemer könnte traktirt werden, sollten die Herren Kommissarien sich hinaus aus der Stadt begeben, da denn sie allerseits einer dem andern die Visiten abgeben könnten. Weilen sie nun das zu thun entschlossen wären, und zwar Montags hinausziehen wollten, als sehe er es für gut an, daß ich mit hinauszöge, damit in allem Ihro Fürstl. Durchl. Interesse desto

besser

besser beobachtet werden könnte. Ich bedankte mich dieser Nachricht, und versprach, nicht zurückzubleiben; bat aber, wie vordem allezeit, man möchte doch vor allen Dingen die Befreyung meiner Herrschaft urgiren. Der Herr Woiwode sagte: Ich solle mich darum nicht kümmern; sie würden es nicht unterlassen und hofften auch, mit den völligen Traktaten bald richtig zu werden und vermittelst göttlicher Hülfe den Frieden zu erhalten. Er erbot sich nochmals, seine Mühe und Fleiß zu Ihro Fürstl. Durchl. Diensten anzuwenden.

Den dreyundzwanzigsten war ich wieder beym Herrn Woiwoden, um zu vernehmen, was bey ihrer Konferenz vorgegangen, und wessen sich in Punkt der Restitution der Mediator erklärt habe. Herr Woiwode erzählte, der Mediator habe gesagt, nach geschloßnem Frieden werde und müße eins mit dem andern geschehen; die Schweden würden schwerlich davon abzubringen seyn; jedennoch könne man deswegen weiter handeln, und wäre dennoch geschlossen, daß dieser Seiten Kommissarien auch ungesäumt nach dem Strauße sich begeben müßten. Er hielt für nöthig, daß ich mich auch draußen befin-

den

den möchte, um von allem Erinnerung zu thun. Immittelst, weil in seinem Gespann ein Pferd mangele, und die Leute hier in Danzig sehr theuer, insonderheit gegen die Polen, wären, als bat er mich, ob ich ihm zum Besten nicht ein gut Pferd, das zu seinem Gespann sich schicken möchte, wollte ausforschen lassen, und es gleichsam als für mich selber erhandeln. Ich war auch, nachdem ich wieder zur Stadt gefahren war, so glücklich, durch Hr. Albrecht Lau sogleich ein recht schönes hohes Pferd für vierhundert Fl. zu erhalten. Dasselbe schickte ich den Tag noch durch einen meiner Leute hinaus, und ließ es dem Herrn Woiwoden in meines Fürsten Namen übergeben, welches ihm denn sehr und über alle maßen angenehm gewesen.

Den vierundzwanzigsten fuhr ich selber hinaus zum Herrn Woiwoden, der mir denn mit gar großen Komplimenten für das Pferd dankte, und es für ein großes Geschenk erkennete, zumalen zu dieser Zeit, da Ihro Fürstl. Durchl. selber in solche Noth und Dürftigkeit gerathen wären. Er fragte mich dann, ob ich denn auch mit ihnen zugleich hinausziehen und allda verbleiben würde? Ich antwortete:

Wie

Wie anders? Aber ich müßte gleich wegen meiner Sicherheit von dem Herrn Mediator Versicherung haben, weil man den Schweden nicht trauen könnte, zumalen für mich kein freyes Geleit ertheilt sey. Der Herr Woiwode hielt das für gut und nöthig, und versprach deswegen selber mit dem Mediator zu reden; unterdessen sollte ich meinen Sekretär zu ihm senden, und mich deswegen bewahren lassen.

Desselben Tags war ich auch bey dem litthauischen Großkanzler, und berathfragte mich auch mit ihm meiner Sicherheit wegen, und ob es nicht nöthig wäre, deswegen mit dem Mediator zu reden. Der Herr Kanzler sagte, es sey nicht nöthig, alldieweilen man auf drey Meilen herum eine feste Sicherheit gemacht, daß alles, was bey diesen Traktaten zu thun, und um der Kommissarien willen zu passiren und zu repassiren hätte, sicher seyn sollte; als sey ich darunter mit eingeschlossen. Immittelst müße ich mit nach Hofe und wieder zurückkehren und bey ihm essen. Er versprach mir in unsre Sache allen möglichsten Fleiß: er wollte aber gern auch gründlichen Bescheid haben wegen Pilten, welchen ich ihm schriftlich zu geben versprach.

Den

Den fünfundzwanzigsten sandte ich meinen Sekretär hinaus nach der Oliva zum Herrn Mediator, ließ ihm meine Legitimation vorzeigen, und vernehmen, wie sicher ich allda würde wohnen können. Nachdem er die Legitimation durchgelesen, bat er gesagt: Es würde dieser Tage festgesetzt werden, daß auf drey Meilen herum feste Sicherheit seyn sollte, als sey ich darunter auch mit begriffen. Immittelst wäre dennoch besser, wenn ich mit einem und andern der Herren Kommissarien und Alliirten hinauskäme und wieder allemal hineinzöge. Darauf mein Sekretär antwortete: Das sey nicht genug; denn ich müßte als eine öffentliche Person dahin kommen und wegziehen, wenn ich wollte: daher ich der Sicherheit nicht weniger, wie andere Herren Gesandte und Kommissarien, müßte vergewissert seyn. Darauf hat er gesagt: es könne gar wohl seyn, und er wolle es auch den Schweden anzeigen; hat sich daneben zu allen möglichsten Diensten und Beförderung Sr. Fürstl. Durchl. Interesse hoch erboten.

Den zwanzigsten war ich bey dem kaiserlichen Gesandten, Herrn Grafen Kolowrath, welcher mir

berich-

berichtete, wie sie Tags zuvor in gehaltner Session, in Gegenwart des Königes, geschlossen, daß man vor allen des Herzogs von Kurland Restitution dringendst betreiben sollte. Er beklagte sich dabey, daß die Herren Polen so sehr auf den Frieden drängen; zwar wollten sie dem nicht widersprechen, aber einen allgemeinen Frieden haben. Wenn aber die Polen für sich allein den Frieden schließen würden, so wäre ihre mit einander habende Allianz gebrochen, welches ihnen übel bekommen dürfte; maßen sie dann anstatt des einen ohnmächtigen Feindes viele mehr auf den Hals sich laden würden. Er fragte, was mich dabey deuchte? Ich sagte, daß ich nicht wisse, wie weit sich ihre Allianz erstrecke; den Frieden aber wünsche ich von Herzen, und hätte demselben nicht zu widersprechen, weil ich wohl sähe, daß meines Herrn Befreyung die Schweden vor geschloßnem Frieden nicht einwilligen würden. Zudem auch könne mein armes Vaterland es nicht länger ertragen, sondern alle Einwohner sterben und verderben müßten. Der Herr Graf antwortete weiter: es sey wohl wahr; aber dennoch wäre es besser, einige Monate gewartet, als so geschwind

zuge-

zugeplatzt, und keinen sichern, zuverläßigen Frieden, sondern einen betrüglichen, falschen Frieden zu haben. Damit sey ja Niemanden gedient. Und was wolle der Schwede wohl machen? Wenn die Alliirten nur fest beysammen hielten, er müßte endlich wohl zum Generalfrieden sich bequemen. Darauf fuhr der Herr Graf nach Hofe.

Weil den siebenundzwanzigsten der Herr Woiwode Leszynsky vom Strauß wiedergekommen, fuhr ich zu ihm hinaus, um zu vernehmen, was vorgienge. Ich begegnete ihm aber vor dem hohen Thore; da mußte ich bey ihm in seiner Karosse sitzen. Er berichtete mir, es sey sonst nichts vorgefallen, als daß der Herr Mediator ihm seine Visite abgegeben, und der Schweden Resolution auf die letztgegebene polnische Erklärung gebracht habe, welche er, wenn sie im Konsilium verlesen worden, mir auch mittheilen wolle. Ich fragte, wie es denn um den Frieden stehe? Er antwortete: dazu ist noch zur Zeit schlechte Aussicht. Darauf gieng er aufs Palatium, und ich wieder nach meinem Quartier, weilen die Post abzufertigen war.

Den achtundzwanzigsten früh fuhr ich wieder

zum

zum Herrn Woiwoden, und bat ihn abermalen um die Befreyung meines Herrn, zumalen dieser mit diesem Kriege nichts zu schaffen und solcher Händel sich nie theilhaft gemacht, sondern als ein neutraler Fürst in Friede und Ruhe gesessen habe, mithin in so weit zu diesen Traktaten nicht gebunden seyn könnte. Der Herr Woiwode antwortete: es sey auch bereits in Gegenwart des Mediators geschehen, und solle noch weiter geschehen. Weil aber bis dato keine richtige und kathegorische Erklärung von schwedischer Seite eingekommen, als wollte ers noch weiter an seiner Sorgfalt und Beförderung nicht ermangeln lassen, und vermeynte, Montags wieder hinauszuziehen. Er berichtete mir aber, daß man nicht Ursache habe, so sehr zu eilen, wegen des dänischer Seits in Norwegen erhaltnen Siegs, wie auch wegen des Moskowiters, bis man weitere Nachricht erhalten habe. Unterdessen sollte man an gutem Erfolge des Friedens nicht zweifeln.

Den ersten März war ich beym Herrn Referendarius Morstzyn, bat ihn, auf die Befreyung und das Interesse meines Fürsten gute Acht zu haben,

und übergab ihm meine Desideria, wie auch völli-gen und ausführlichen Bericht (Informade) wegen Pilten. Derselbe sagte, daß es ihm anbefohlen sey, ein Projekt, wie etwan der Friede zu schliessen sey, zu entwerfen; als wäre ihm diese Sache sehr lieb. Ich sollte mich versichert halten, daß er aus ganzer Seele gern Ihro Fürstl. Gnaden dienen wollte, sofern es immer die Möglichkeit zulassen würde.

Den zweeten war ich beym Herrn Kanzler Pac. Der meynte, die Schweden würden immer stolzer und thäten Erklärungen, die man nimmer eingehen könne. Ich bat um derselben Kopie. Er sagte, der Sekretär der Gesandtschaft würde mir solche schon geben.

Den dritten fuhr ich zum Herrn Woiwoden hinaus, welcher mir eröffnete, die Schweden wären nicht all in hoffärtiger in ihren durch den französischen Mediator gegebnen Erklärungen, sondern sie hätten sich auch wegen Ihro Fürstl. Durchl. Restitution gar unbestimmt ausgelassen: also hätten diese Herren Plenipotentarien hinwieder geschrieben, daß sie eine runde, kathegorische Resolution haben

ben müßten, ob sie den Herzog alsofort loslassen und restituiren wollten, außerdem könnten sie zum fernern Traktiren nicht schreiten. Man würde deswegen morgen mit dem Mediator Konferenz halten, und sehn, was denn weiter geschehen dürfte. Ich fragte, ob der Herr Woiwode und die andern Hrren die schwedische interceptirte Instruktion, oder Memorial, gelesen hätten? Er sagte, Ja; gestern hätte es Ihro Majestät ihnen in der Konferenz verlesen lassen. Sie sähen daraus, daß die Schweden mit lauter Listen umgiengen; es würde und sollte nicht angehn; man müße was langsam in der Sache fortfahren; vielleicht gesegne Gott die polnischen Waffen gegen den Moskowiter, und heise damit eher zum Frieden: so würden sie die Schweden nicht groß achten, sondern den Ausgang Gott befehlen. Ich sagte: dieweil man aus selbiger interceptirten Instruktion ersehen, daß sie von Kurland nimmermehr weichen, und Pilten so gar absolut für sich behalten wollten, so wollte ich nimmermehr hoffen, daß die Herren Bevollmächtigten von dieser Seite darein willigen würden. Er sagte: ich könnte versichert seyn, daß es nie geschehen

solle, und sollten auch die Friedenstraktaten über einen Haufen gehn; dessen ich mich denn ganz dienstlich bedankte.

Dito nachmittags kam der Neuburgsche Ambassadeur zu mir, und gab mir mit vieler Höflichkeit die Revisite ab. Unter andern sprach er, daß er bey den schwedischen Kommissarien gewesen sey, und mit ihnen gar fleißig wegen der Restitution des Herzogs geredet habe. Allein sie hätten hoch betheuert, daß sie darinn nicht weiter gehen könnten, als ihre Instruktion vermöchte: sie hofften aber zu Gott, der Friede zwischen beyden Kronen solle ehester Tage erfolgen. Dann hätte es auch mit der Restitution seine Richtigkeit. Ich dankte für gegebne Revisite, that ihm Bericht von der interceptirten Instruktion und sagte, woferne die Schweden nach derselben gehen wollten, so wüßte ich mich wohl keines Friedens zu versichern. Darauf ließ ich die Instruktion holen: er aber antwortete, daß die Herren Kommissarien selbsten gestanden, daß sie hiebevor und zu Anfange eine andre Instruktion gehabt hätten; nachdem aber die Sachen sich geändert, hätten sie auch unterschiedliche

andre

andre Instruktionen erhalten, kraft welcher sie sich schon mit den Polen wegen Livland verglichen hätten. Nämlich, daß sie es so weit behalten sollten, als sie es bereits bey den Stumsdorffschen Traktaten gehabt, und nicht weiter. Nun stünde die Sache auf etwas Geld für die ausziehenden Garnisonen, und würde wohl morgen oder übermorgen der Herren Schwedischen letzte Resolution erfolgen. Sie müßten schon Frieden haben, oder, wenn die Traktaten unfruchtbar zergehen sollten, würden sie diese Oerter aufgeben; die darinn liegenden Kommendanten möchten nachmalen für sich selber accordiren, wie sie könnten. Ferner hätten sie sich auch beschwert, daß allerley Schriften wider sie ausgiengen, dadurch die Nation hoch angegriffen würde, und bey diesen Traktaten viele Widerwärtigkeiten könnten verursachet werden. Ich antwortete darauf, ich wisse wohl nicht, wer solche gemacht habe; doch da man auf schwedischer Seite sich nicht scheue, solche Ursachen in öffentlichen Druck zu geben, die lauter Kalumnien in sich führten und den ehrlichen Herzog bey Ihro Königl. Maj. und der Republik in höchsten Verdacht und Ungnade zu bringen verfasset

schie-

schienen, so wäre ja auch nicht Unrecht, daß solche ungegründete und unwahrhafte Dinge mit guten Gründen widerlegt würden; und werde solches in vielen Jahren, wenn gleich Gott Friede gebe, nicht nachbleiben: denn wer könnte das den Leuten verbieten? Ob es gleich in Kurland, oder von Kurländern nicht geschähe, so würden sich doch wohl anderswo dazu Leute finden. Hätten es die Schweden besser gemacht, so würden sie ein besser Lob hören, und einer bessern Belohnung gewärtig seyn, als ich fürchte, daß sie von dem gerechten Gott empfangen sollten. Der Herr Abgesandte erwiederte: Er müße es wohl gestehen, man könne das Schreiben den Leuten nicht verbieten; und wer sollte darnach Untersuchung thun? Er verwunderte sich vielmehr, daß man nicht mehr dergleichen Schreiben ausgehen ließe, wie bey den Münsterschen und Osnabrückschen Traktaten geschehen. Endlich meynte er, daß Graf Magnus den Frieden schon beynahe für geschlossen halte, und mich zu sprechen wünsche. Ich sagte, ich wünschte zwar den Frieden von Herzen; aber zu ihm zu kommen hätte ich keine Ursache, es wäre denn, daß der Friede wirklich

geschlossen und vollzogen sey: so möchte es geschehen. Nach vielen Diskursen mehr, nahm er seinen Abschied, mit dem Erbieten, was er immer zu Ihro Fürstl. Gnaden Diensten und Besten beytragen könnte, gar gern zu thun.

Den vierten war ich beym Herrn Großkanzler Prasmowsky. Der vermeynte, sie wollten und müßten Frieden haben, es möchten gleich die Alliirten süß oder sauer dazu aussehen; sie könnten nicht dafür. Ich sagte: Wie dann mit Kurland? Ich wollte ja nicht hoffen, daß man Kurland auch dem Teufel in den Rachen werfen und sich damit Frieden kaufen wollte? Der Herr Kanzler sagte, dessen hätte ich mich nicht zu befürchten. Ich fragte weiter, wie es werden würde mit der Freyheit meiner Herrschaft? Er antwortete, sie hätten auf mein Betreiben genugsam darum angehalten: weil aber solches bey den Schweden vor geschloßnem Frieden nicht zu erhalten stünde, so müße man sich bis dahin gedulden. Ich wollte noch eins und das andre unsrer Sachen halber vorbringen; aber er wollte nicht Stich halten, sondern gieng fort und

eilte

eilte nach Hofe; da ich denn wider meinen Willen abbrechen mußte.

Den fünften fuhr ich zum litthauischen Herrn Kanzler, welcher mir sagte, daß die Schweden nun allererst wegen Kurland sich erklärt hätten, daran ferner keine Prätension zu haben. Sie wollten mit dem Theile Livlands, den sie bishero gehabt, nämlich bis zur Eißschanze, sich begnügen: sie begehrten aber noch ein Stück Geldes, welches man ihnen nicht geben würde, noch könnte. Ich bat nochmalen, der übergebnen Desiderien nicht zu vergessen, welches er auch versprach. So fragte er mich auch um Dondangen, was es für Beschaffenheit damit hätte? Ich berichtete, daß es meines Wissens ein Erbgut wäre; so hätte es auch Bülow seiner Wittwe im Testamente verschrieben. Da schwieg er still und sagte weiter nichts, sondern gieng zur Karosse, nahm mich mit sich und fuhr nach Hofe. Auf dem Palatium kam der junge Rasfokj zu mir und berichtete mir, wie daß sein Vater gewiß hier wäre, mit den Schweden einen ewigen Frieden zu schließen; und dieß auf des Czaa-

ren

ren Befehl, auf was Art es seyn könnte. Er sol-
e auch in Livland den Schweden alles wieder ab-
treten und noch dazu funfzigtausend Dukaten ge-
ben, pro redimenda uexa. Derowegen wäre hoch
nöthig, daß diese Krone zuerst mit Schweden Frie-
den machte; es dürfte ihnen nachmals schwer fallen.

Den sechsten fuhr ich zum Herrn Woiwoden,
welcher mir der Schweden letzte Resolution ertheil-
te und daneben begehrte, ich sollte bey einem und
andern Punkte meine Meynung und was zu ant-
worten stünde, so viel unser Interesse es erforderte,
hinsetzen, und es ihm dann wieder bringen, damit
nichts zu unserm Präjudiz den Schweden eingewil-
liget werden möchte. Er vermeynte aber, daß sich
die Traktaten noch schleppen dürften, bis man se-
he, was Holland bey Dänemark thun würde und
was für Nachricht von Moskau einkäme: denn er
müße bekennen, daß es sie nicht wenig beunruhige,
daß der Moskowiter mit Schweden sich verbinden
möchte. Ich sagte darauf, ich könne nicht absehn,
warum man sich deswegen zu besorgen hätte; an-
gesehen der Moskowiter darum nicht mächtiger wer-

den

den könnte, weilen in Livland kein Volk vorhanden sey, und überdem der König in Schweden sein Dessein wider Dänemark und den römischen Kaiser gerichtet habe, dazu er selber nicht so viel, als nöthig, oder doch sehr schwer, aufbringen könnte. Zudem wenn die Schweden auch Volk hätten, so würden sie doch dem Moskowiter, Polen und Litthauen zu bekriegen und davon was unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, nicht Hülfe leisten, weil er ohnedem der Krone Schweden mächtig und gefährlich genug sey, und durch größere Macht noch viel furchtbarer fallen würde. Und über dieß alles sey mir geschrieben worden, daß der Woiwode Radokin in Kockenhausen diesen Winter viele tausend Balken habe führen lassen, des Vorhabens, allda große Speicher aufzubauen, um die Waaren, die aus Rußland nach Riga zu gehen pflegten, allda abzulegen, und den Kaufleuten zum besten Preise baar zu bezahlen; zu welchem Ende er denn auch daselbst münzen lasse. Wenn nun dem also, so stünde nicht zu muthmaßen, daß der Moskowiter Livland den Schweden wiederzugeben begehren dürfte, und ohne Livland sey zwischen ihnen kein Frie-

de

de zu hoffen. Der Herr Woiwode faßte solches wohl, und bat, was ich weiter für Nachricht der Oerter hätte, ihm zu berichten; indeß würde man auch von den ankommenden Moskowitern ihre Intention in etwas vernehmen.

Den achten fuhr ich wieder zum Herrn Woiwoden, und brachte ihm meine Anmerkungen zu der Schweden Resolution, und bat, solches alles wohl zu beobachten, und nicht zuzugeben, daß ichtens Etwas zum Präjudiz meiner Herrschaft abgemacht, und deren Befreyung vor allen Dingen möchte befördert werden: welches er mir denn auch heilig versprach.

Den neunten begehrte der Herr Referendarius von mir, ich möchte ihm doch auch meine Annotaten mittheilen, damit er sich in ihrer Replik auch darnach zu richten wüßte. Sonsten vermeynte er, alle und jede Punkte, die in den Desiderien enthalten wären, mit eingeführet zu haben. Also übergab ich ihm auch meine Anmerkungen, und bat ihn, auf unser Interesse ein wachsames Auge zu haben; welches er denn auch aufs höchste zusagte.

Den zehnten bat mich der Herr Kanzler zum Es-

sen,

sen, da ich denn hinfuhr und ihm abermal auch meine Annotaten übergab, und ihn wieder, sowohl wegen Pilten, als auch wegen Dondangen und der affektirten Feuerbaake hinlänglich unterrichtete. Er versprach in allem meiner gnädigsten Herrschaft Bestes zu befördern, führte aber wegen Pilten in Etwas widerliche Diskurse und vermeynte, Ihro Fürstl. Durchl. käme nur das Pfandrecht darinn zu; welches ich ihm aber anders remonstrirte.

Den eilften fuhr ich wieder zum litthauischen Herrn Großkanzler und brachte ihm König Stephans erste herzogliche Investitur, daraus ich ihm darthat des Fürstenthums Grenze, nämlich die Hälfte der Düna, (medietatem Duenæ) und bat ihn, fest darüber zu halten; welches er auch zusagte: Gott gebe nur, daß ers halte. Damit fuhr er zur Session.

Den zwölften war ich beym Herrn Krongroßkanzler, und wollte von ihm vernehmen, wie die Sachen stünden und was für Succeß der Traktaten zu hoffen sey. Dieser berichtete mir, sie hätten schon geschlossen gehabt, wenn es nicht die Alliirten verhindert hätten; diese kämen allemal mit

dem

dem Könige in Dänemark aufgezogen, und suchten nichts anders, als daß man hier um des Königs von Dänemark willen den Krieg fortsetzen sollte; welches ihnen denn sehr beschwerlich fiele. Ich sagte, wie wollet ihr Herren denn so geschwind geschlossen haben, ehe und bevor ihr mich erst gehöret, oder ich wissen und sehen können, daß meines Herrn und seines Interesse ernstlich in Acht genommen sey? Der Herr Krongroßkanzler sagte: was wollet ihr mehr, wenn nur eure Herrschaft los und wieder restituirt wird? Ich antwortete: Freylich mehr; denn wo bleibt denn des Herzogs Schade, Schimpf und des ganzen Landes Totalruin? Er erwiederte: Es wäre dem Herrn Referendarius Morstyn befohlen, die übergebnen Desideria in der Herren Schweden Resolution mit einzuführen: sie würden sehen, was die Schweden darauf beschliessen würden. Ich sagte weiter: Es wäre gut, daß es in dem Responsum mit eingerückt wäre, aber nicht genug; denn wenn die Schweden sich zu demjenigen, was billig und recht wäre, nicht verstehen wollten, so müßten es die Herren Kommissarien erstreiten, und mich allemal erst hören, ehe

und

und bevor sie schlößen. Der Herr Kanzler erwiederte: Ob sie denn eben um unsrer Sache willen noch ein halb Jahr länger die Traktaten schleppen sollten, und ob ich ihnen die Unkosten zahlen wollte? Ich sagte, die Herren Kommissarien wären es schuldig zu thun, erstlich wegen des unschuldigen Herzogs, der um seiner Redlichkeit und Beständigkeit willen in dieses Elend gerathen sey: dann, um ihrer selbst willen, weilen das Herzogthum ein Feudum des Reichs wäre, und sie, vermöge der Verträge, es zu vertheidigen schuldig wären. Der Herr Kanzler antwortete: Wir aber hätten auch besser zugesehen haben und vorsichtiger gewesen seyn sollen, und durch unser vieles Trauen nicht sie und uns selbsten in dieses Unglück gebracht haben. Hätten wir dem Exempel des alten seligen Fürsten nachgefolget, so wäre es mit uns nicht darzu kommen. Ich antwortete wieder: Unsre Schuld, so wir bekennen müßten, wäre, daß wir zu viel den Schweden getrauet hätten; aber dessen müßten wir uns getrösten, daß wir nicht allein von ihnen wären mitgenommen worden, sondern der römische Kaiser, die Königreiche Polen und Dänemark und

andre

andre Städte und Landschaften mehr hätten darüber zu klagen. Wir hätten zwar des alten gottseligen Herzogs Exempel vor uns gehabt, aber nicht die Zeiten und Konjunkturen, so sich bey diesen Kriegen und großen Veränderungen zugetragen; daher man sich nirgends hin und zu keiner Parthey sicher habe wenden können. Die Neutralität sey von männiglichen als das heilsamste Mittel befunden und erkannt worden; daß es aber nachher damit übel hergegangen, dafür könne man nicht; und daher müße man auch nicht nach dem Ausgange allein urtheilen.

Den dreyzehnten fuhr ich zum Herrn Woiwoden, um von dem einen bessern Trost zu hören. Der berichtete mir nicht allein, daß meine eingegebne Desideria wörtlich eingerückt wären, sondern zeigte mir auch ihre Responsa, worinn denn auch unter andern klärlich enthalten war, daß Ihro Fürstl. Durchl. allerseits in drey Wochen (honeste & decenter) restituirt und nach der Mitau in Dero Residenz gebracht werden sollten. Er wies mir auch die Garantie oder Assekurationsschrift, die die Kaiserlichen verfasset, welche denn einmal scharf

genug

genug war. Es hatte der Herr Woiwode mit mir ein und andern Diſkurs über die Punkte, blieb aber allezeit dabey, daß die Mitte der Düna die Grenze ſeyn ſollte und müßte, und die Schweden nichts auf dieſer Seite der Düna haben ſollten. Ich wünſchte, daß dieſes geſchehen und ſie von den Schwediſchen und Franzöſiſchen ſich nichts möchten abpochen laſſen. Der Herr Woiwode verſprach in allem ſeine möglichen Dienſte und Beförderung, darum ich ihn auch dienſtlich bat, inſonderheit, was auf dieſe Reſolution die Schweden antworten würden, mir mitzutheilen, und ehe man mich gehöret, nichts zu ſchließen.

Am funfzehnten gieng ich zum Herrn Referendarius Morſtzyn, welcher die Reſolution auf dieſer Seite verfertigen müßen. Weil mir nun Tags zuvor das Koncept der polniſchen Reſolution von dem Herrn Woiwoden mitgetheilt worden war, und ich darinn ein und das andre, ſo nöthig, angemerkt hatte, bat ich, er möchte doch um des armen gefangenen Herzogs willen meine Annotata beobachten und ſolche mit in die Reſolution ſetzen; welches

er

er mir nicht allein zusagte, sondern auch alsofort ins Werk richtete.

Den sechzehnten war ich beym Herrn litthauischen Kanzler, der sagte mir, des Königs von Schweden Tod verursache einigen Aufschub; denn man müße etwas in Ruhe stehen, bis man Gewißheit davon erhalten hätte. Er sprach dabey von allerhand Sachen, und gab zu verstehen, daß die Traktaten sich wohl gar zerschlagen und nach Lübeck ziehen möchten; worüber ich nicht wenig zusammenfuhr. Mit ihm fuhr ich nach dem Palatium, allwo mir die Briefe des königl. Residenten in Kopenhagen, Herrn Morsztyns, an Ihro Königl. Majestät, darinn er des Königs in Schweden Tod meldete, zu lesen vergönnet wurden.

Den siebzehnten fuhr ich zum Herrn Großkanzler, um seine Meynung wegen der Traktaten zu hören; ob sie bey so gestalten Sachen noch für sich, oder zurückgehen, und wie es um meines Herrn Befreyung stehen würde? Der Herr Großkanzler wußte sich auch noch nicht zu erklären, und sagte, so sich die Nachricht von des Königs in Schweden Tode als gewiß bestätigen würde, hörte dieser

schwe-

schwedischen Kommissarien Plenipotenz auf, und er wisse nicht, wie es noch kommen und bleiben und wozu man auf diesen Fall sich entschließen dürfte. Er beklagte dabey, daß indeß des Herzogs Restitution erschwert werden möchte. Ich that folgenden Vorschlag: Gesetzt, der König in Schweden sey todt, so wäre ja wohl kein Zweifel, daß die schwedischen Kommissarien bald andre Vollmachten bekommen würden: immittelst aber sollte man doch die Zeit nicht verlieren, sondern in Hoffnung der erfolgenden Ratifikation fortfahren, und noch fest darauf dringen, daß die Schweden den Herzog restituiren, und Bauske und was sie in Preußen inne hätten, baldigst räumen möchten. Der Herr Kanzler nahm diesen Vorschlag wohl auf und in weitere Erwägung, und sagte, ich möchte das dem Herrn Woiwoden auch vortragen, und vernehmen, was er darauf sagen würde.

Den achtzehnten fuhr ich zum Herrn Woiwoden, und trug ihm meinen Vorschlag vor. Er nahm ihn wohl auf, und fragte, ob ich solches nicht auch dem Großkanzler gesagt hätte? Ich antwortete, Ja. Darauf begehrte er, ich möchte es mit dem litthauischen

schen Kanzler auch bereden; welches ich denn noch denselben Tag that. Auch ihm gefiel es nicht übel, und vermeynte, er wolle es bey der ersten Session in den Rath bringen. *)

(Der Schluß folgt im künftigen Monate.)

*) Das Völkersambische Diarium fällt weitläuftiger aus, als es mir anfänglich schien. Ich muß daher, statt der angegebenen drey Theile, vier daraus machen, und verspreche den vierten und letzten gleich im September zu liefern.

Beschreibung des Pferderennens zu Newmarket, in England, im Jahre 1779.

(Aus dem Reisejournal eines Kurländers.)

Wir fuhren, um dieses für uns neue und seltne Schauspiel mit anzusehen, Mittags den neunten April von London ab, kamen, nach einer angenehmen Fahrt, Abends vergnügt zu Newmarket, zwölf (englische) Meilen von London, an, und traten ab at the Ram, einem großen Wirthshause, wo aber schon alles voller Menschen war. Der Wirth kündigte uns sogleich an, daß alle Schlafzimmer besetzt wären; doch könne er uns dergleichen in der Nachbarschaft besorgen: unter einer halben Guinee sey aber kein Schlafzimmer zu haben. — Wir hätten besser gethan, auf der letzten Station zu bleiben. — Wir begaben uns also mit unsrer Bagage in die Nachbarschaft, zu Mr. Edwards, einem Apotheker, und schliefen da vortrefflich.

Den Morgen darauf ward beschlossen, dem Lord Grosvenor, der eben zu Newmarket war, die Kour zu machen, und von ihm Rath und Anleitung

zu erbitten, wie und auf welche Weise das heutige Pferderennen am besten gesehen werden könne? und dieß aus der Ursache, weil er uns zu London mit besondrer Höflichkeit in seiner Gallerie herumgeführt hatte und einer der vornehmsten Mitglieder des Jokkey-Clubs war. Wir suchten ihn also gegen zehn Uhr auf. Er nahm unsern Besuch mit ungemeiner Höflichkeit an, und wir hätten keinen freundschaftlichern, thätigern und einsichtsvollern Führer finden können, als ihn. Wir erfuhren von ihm, daß das hiesige Pferderennen seit Jakob des Ersten Zeiten seinen Anfang genommen habe; woraus denn zu folgen scheint, daß die Zucht der edlen Pferde und Wettrenner erst seit der Zeit aufgekommen ist. Das Pferderennen selbst beruht auf einer Gesellschaft der angesehensten und reichsten Herren des Reichs, welche der Jockey-Club genannt wird, auf verschiednen von dieser Gesellschaft verabredeten Vorschriften und Ordnungen und einer unter K. Georg dem Dritten passirten Parlamentsakte. Lord Grosvenor meynte, daß die Jockeys, oder vielmehr diejenigen Herren, welche von Wettläufern, Wettrennen und allen dahin einschlagenden Spekulationen

Profession machen, die besten Köpfe des Reichs wären. Mr. Charles Fox und andre Herren der Minorität, als Ld. Abingdon, der Marquis von Rockingham und verschiedne andre sind freylich von dieser Art. Der Lord zeigte uns einen von Mr. Charles Fox fürs künftige Jahr gemachten Entwurf eines Sweepstakes, oder Rennens mehrerer Pferde um Einen Preiß, welchen er als ein Meisterstück von Wettlauferkenntniß (Jockeyship) ansahe, indem er die berühmtesten itztlebenden Pferde durch zu tragenden Gewichte einander gleichgemacht hatte. Nach des Lords Urtheile wird dieß eins der herrlichsten Wettrennen werden, da zu Neumarket noch nie so viele, so schnelle und so berühmte Pferde um den Preiß gelaufen sind. So viel ich mich erinnere, waren ihrer acht, oder neun, und Highflyer, Magog, Diktator ꝛc. als die ersten, waren darunter begriffen. Jeder Eigenthümer hatte auf sein Pferd zweyhundert Guineen gewettet; so, daß der Sieger achtzehnhundert Guineen davon tragen wird. Ich erlaube mir bey dieser Gelegenheit die Anmerkung, daß die wärmsten und thätigsten Mitglieder dieses großen Jockey-Clubs

fast alle zur Minorität gehören, und ihr großes Vermögen meist alle in Grund und Boden geritten haben; so wenigstens spricht das öffentliche Gerücht von vielen. —

Die Pferde, welche hier zu Newmarket und andrer Orten im Reiche rennen, werden Hunters, oder Jagdpferde, genannt: sie gehören alle den Mitgliedern dieses zahlreichen, angesehenen und edlen Clubs, und sind, so weit sich solches von Pferden sagen läßt, eben so edlen Herkommens von väterlicher und mütterlicher Seite, als ihre Herren; indem sie sich mehrentheils von den edelsten arabischen Hengsten uralten Stammes, von türkischen, barbarischen und neapolitanischen, oder spanischen Hengsten und gleich edlen englischen Müttern im ersten, zweeten, oder dritten Grade herschreiben. Auf ihre Stammbäume wird zu Newmarket und in England überhaupt, so wie in Arabien, mit größrer Sorgfalt gesehen, als auf reinen Adel im Parlamente, und in den englischen Ordenskapiteln, oder Stifftern.

Die Art, wie, und die Praße, warum gerannt wird, sind verschieden. Es laufen entweder mehr

Pfer-

Pferde, oder nur zwey zusammen, um ein Stück Silbergeschirr, (Plate) oder Stakes, oder Matches, in verschiednen Laufbahnen verschiedner Länge.

Das Silbergeschirr, um welches gerannt wird, schreibt sich entweder vom Könige, oder aus gewissen öffentlichen Stifftungen und Vermächtnissen her. Auch wird oftmals zu einem dergleichen Stücke Silbergeschirr subscribirt. Keins aber darf, der Parlamentsakte zufolge, unter funfzig Guineen am Werthe betragen, so wie überhaupt der Preiß keines Wettlaufs unter funfzig Guineen seyn darf. Diese Geschirre, die goldnen Pokale (Gold Cups) mit einbegriffen, um welche zuweilen auch gerannt wird, sind gemeiniglich von vortrefflicher Arbeit, ganz im Geschmacke der Alten, die ihre Wettrenner, Ringer u. dergl. auch mit schönen Gefäßen lohnten. Sie haben die Gestalt von schön gebildeten Wasen, und sind gewöhnlich mit Basreliefs von Wettläufern, Weinranken und Lorbeern, so wie mit den Wapen und Namen der Stiffter, oder der Städte ausgeziert, welche sie schenkten. Auch werden sie zum Andenken des Sieges mit dem Namen des Pferdes und seines Eigenthümers, wie

auch

auch der Jahrzahl und dem Namen des Ortes versehen, wenn und wo der Preiß erlaufen worden ist. Um das Silbergeschirr kann jedes Pferd rennen, das einem Eigenthümer aus dem Club zugehört; doch muß solches den Tag vorher registrirt werden. Also laufen darum, wie in den Sweepstakes, mehrere Pferde zugleich, und zeigen ihre völligen Kräfte. — Sweepstakes ist ein Wettrennen mehrerer Pferde, verschiednen Subscribenten gehörig, die auf das ihrige ein-, zwey-, bis dreyhundert Guineen wetten. Das Objekt der Wette darf nie unter funfzig Guineen seyn. Jahre lang zuvor werden dergleichen Wetten vorausbestimmt: das Geld muß von den Eigenthümern der Pferde den Tag vor dem Rennen bezahlt werden. Diese Arten von Wettrennen belaufen sich oft auf viele tausend Guineen. — Matches heißen Wetten und Rennen, wo nur zwey Pferde verschiedner Herren gegen und mit einander laufen. Die Wette, oder Stake, darf nicht unter funfzig Guineen seyn, sie darf sich aber belaufen, so hoch die Eigenthümer wollen.

Die Ebene, worauf zu Newmarket die Wettrennen gehalten werden, liegt dicht vor dem Städt-

chen

chen an der linken Seite des Weges, auf dem man von London kömmt. Man hat von selbiger einen schönen zu London gestochnen und dem Herzoge von Grafton zugeeigneten Plan, auf den alle Courses, oder Laufbahnen, so wie der Anfang, die Pfosten, die Ziele und Plätze der Zuschauer genau und zierlich verzeichnet sind. Die längste Laufbahn heißt the Beacon course, weil sie sich auf einer sanften Anhöhe anfängt, auf der vor Zeiten ein Feuer- oder Wachtthurm (a beacon) gestanden hat. Sie läuft in verschiednen Beugungen bis nahe vor Newmarket hin und ist im Ganzen vier englische Meilen lang. Sie wird daher the long Run, oder long Course genannt. Die zwote Laufbahn heißt the Ditch- in Course, weil sie sich innerhalb eines alten brittischen, oder angelsächsischen Erdwalls, the Devils Ditch genannt, anfängt. Sie ist zwo und eine halbe englische Meile lang. Außer diesen sind noch andere kürzere Laufbahnen. Der Boden ist eben und mit feinem Rasen bedeckt, und nach der Landstraße hin mit Stacketen eingeschränkt, zu Abhaltung der Kutschen und andern Fuhrwerks, das sich zur Zeit der Wettrennen aus der ganzen

Nach-

Nachbarschaft von weit und breit einstellt. Doch ist Leuten zu Pferde und zu Fuß wohl erlaubt, innerhalb der Schranken zu kommen; jedoch versteht sich, daß sie den laufenden und vorbeyfliegenden Pferden nicht hinderlich seyn müßen.

Auf diese Weise werden zu Newmarket und auch an sehr vielen andern Orten im Reiche Wettrennen veranlaßt, und zu bestimmten Zeiten des Jahrs gehalten.

Einem jeden Mitgliede des Clubs ist bey Haltung derselben, so wie jedem Zuschauer, erlaubt, noch Nebenwetten zu machen; welches oft schon mitten im Wettlaufe selbst geschieht, und im Ganzen manchmal weit größre Summen beträgt, als die ursprünglichen Wetten und Preiße, um die gerannt wird.

Die Einrichtung des Wettrennens, der Haushalt des Clubs und die Entscheidung der dabey und darinn vorfallenden Händel, Streitigkeiten u. d. g. hängt von den drey Stewarts des Clubs ab, die alle drey Jahre abgeändert und aus den Mitgliedern des Clubs und von selbigen gewählt und genehmiget werden. Lord Grosvenor war dermalen einer

dieser

dieser Stewarts. Er hatte die Höflichkeit, uns zu dem Club-Koffehouse gegen eilf Uhr einzuladen, wo ohne Protektion eines Mitglieds kein Fremder, wer er auch sey, zugelassen wird, und wo wir Gelegenheit haben konnten, den Racing Calendar dieses Jahrs, zur Stillung unsrer fernern Neugierde, zu kaufen.

Wir versäumtens nicht, diesem freundschaftlichen Winke zu folgen. Beym Hingehen fanden wir auf der Straße ein auf Rädern stehendes Häuschen eines fleißigen Scheerenschleifers, in dem seine schöne Schleifmaschine mit einem großen Schwungrade, er selbst und sein ganzer Hausrath und Reichthum, vermuthlich zu Ersparung der Haus- und Fenstertaxe, befindlich waren. Vor dem Koffehause selbst gabs einen dicken Schwarm fetter Pächter, Kutscher, Reitknechte, Jockeys, Lords und Herren, um einer öffentlichen Versteigerung verschiedner schöner Jagdpferde, Mähren und Füllen beyzuwohnen. Der Auktionator hatte sein Katheder, oder Rostrum, auf der Straße aufgestellt, wo die Pferde vorbeygeritten wurden; und mit Langfordscher Beredsamkeit strich er ein hübsches, zweyjähriges Füllen, das

um

um sieben Guineen verkauft ward, mit allen Tugenden des Pegasus, des Bucephalus, des Herodes und des hochberühmten Childers heraus. Im Vorhofe und unter den Arkaden des Koffehauses giengs her, als auf der Börse; da waren Wetten zu verabreden und zu bezahlen, oder andre Gentlemen Jockeygeschäffte in Ordnung zu bringen. Im Zimmer selbst fanden wir Lord Grosvenor und eine große Anzahl andrer Herren des Clubs, denen unsre Gesichter durch Lord Grosvenors Konversation bekannt wurden. Am Kamin herum und an den Seiten desselben hiengen eine Menge Avertissements, Subscriptionen zu Sweepstakes u. s. w. Hier kauften wir auch den Racing Calender von 1779. Aus dergleichen die Wettrennen in Großbritannien betreffenden Büchern und den alten englischen Zeitungen ließe sich eine artige Geschichte des Wettrennens, so wie etwas zusammenhängendes von den Geschlechtern der edelsten englischen Jagdpferde zusammenschreiben, welches ausländischen Pferdeliebhabern, Kennern und Gestütmeistern angenehm und nützlich seyn könnte. Der Inhalt des dießjährigen Kalenders ist: Anzeige der Oerter in Großbritannien und

Irland

Irland, wo gerannt wird: es sind derselben gerade Ein Hundert. — Liste der Subscribenten, deren Zahl auf einige Tausende hinausläuft. — Auszug der Parlamentsakte, das Pferderennen betreffend. — Kopey der Artikel, die Kings Plate und den newmarketschen goldnen Becher betreffend. — Certifikat über die gewonnene Kings Plate. — Certifikat eines Matches. — Formulare, wie die Eigenschaften und das Alter eines Jagdpferdes zu attestiren sind. — Tabelle des Gewichts, welches Pferde tragen müßen, die um Give and Take Plate rennen. Solches ist nach der Höhe der Pferde bestimmt. — Regeln, Einrichtung und Gesetze des Jokey-Clubs. — Farben der Reiter, welche zu Newmarket rennen. — Wettrennen, im Jahr 1778 in Großbritannien gehalten. — Liste der Pferde, welche dabey gewonnen haben. Die Namen des Pferdes, seines Eigenthümers, seines Vaters und seiner Mutter sind dabey angeführt; und zwar nach alphabetischer Ordnung der Hengste, von denen sie gefallen sind. Auch ist bemerkt, was für Preiße jedes Pferd an verschiednen Orten gewonnen hat. Lord Grosvenors Pferde haben nach dieser Liste im

vorigen Jahre an verschiednen Stellen sechstausend und funfzig Guineen in Sweepstakes und Matches gewonnen; sein Potato allein tausend sechshundert und siebzig und sein Justice in einem Rennen Zweytausend. — Wettrennen in Irland, im Jahr 1778, und Liste der Pferde, die dabey gewonnen haben. — Gesetze des Hahnenfechtens und gehaltne Hahnengefechte — Wettrennen, welche bis 1784 und noch weiter hinaus gehalten werden sollen, von bekannten Rennern, oder den Füllen bekannter und berühmter Hengste, Mähren und Wettrenner. — Register aller in diesem Werke benannter Pferde, nach alphabetischer Namensliste ihrer Eigenthümer. — Hengste, welche in diesem Jahre springen werden, nebst andern Avertissements. Unter diesen sind verschiedne sonderbar und merkwürdig. Z. E. Garrick, ein leiblicher Bruder der Ecclipse, bespringt eine Mähre zu fünf Guineen. Nestor, eilf Jahre alt, zu Cock in Surrey, springt zu gleichem Preiße. Er fiel vom Araber Newcombe, der ihn mit der Sappho erzeugte, von Regulus und Lodge's Mähre gefallen; sie war Partners Tochter mit einer Schwester von Mixbury, und diese war Jigs Toch-

ter:

ter: ihr Großvater stammte von Dale's Hengste ab, den Lord Cadogan gezogen hatte aus einer natürlichen Schwester des berühmten Deeds. Dieß ist sein wahrer Stammbaum. Nestor ist der einzige Hengst dieses edlen Geblüts im Königreiche; er ist von schöner Gestalt und schönen Knochen, und sein schöner Bau, sein gutes Temperament und seine Schnellfüßigkeit lassen hoffen, daß seine Nachkommen so gute Wettläufer seyn werden, als sich itzt im Königreiche befinden. — Gegen das Ende ein Avertissement, daß die berühmtesten Pferde und Wettläufer nach Stubb's und andrer berühmten Maler Porträten von George Townley in Kupfer gestochen und ausgemalt werden sollen, das Stück zu einer Guinea. Mit jedem Porträte soll ein völliger Stammbaum des Pferdes ausgegeben werden. — Man hat ältere und weit wohlfeilere Abbildungen der berühmtesten Pferde. Doch Stubb's Name und Verdienst in der Art Porträtmalerey, die England allein eigen ist, geben diesen unfehlbar auch für den Kunstkenner den Vorzug. — Zuletzt werden verschiedne Roßarzneyen und neue Arten von Sätteln und Pferdezeug angekündiget. — Dieß

ist

ist der Inhalt dieses in England sehr gesuchten Werkes, das mehr gekauft und begieriger gelesen wird, als viele Werke der besten Köpfe der Nation.

Gegen zwölf Uhr kündigte man uns im Kaffehause an, das Rennen werde bald seinen Anfang nehmen. Wir begaben uns also unverzüglich zum Rennplatze, von unserm Wirthe Edwards begleitet. Jeder bemühete sich, so gut zu sehen und sich anzustellen, als er konnte. Außerhalb den Schranken hielten Reiter und Wagen in unzählbarer Menge, und innerhalb gabs auch Fußgänger genug. Die am Ende der Rennbahn befindlichen beyden Pavillons waren mit Zuschauern angefüllt; und aller Augen waren um zwölf Uhr nach der Gegend hingerichtet, von wo Hephästion und Lukullus um die Zeit einen Match um hundert Guineen zu rennen anfiengen. Sie rannten den Beacon course, der vier Meilen lang ist. Man sahe in der Entfernung anfänglich nichts, als eine Menge hin und her und vor- und rückwärts jagender Pferde, — kaum mit den Augen zu unterscheiden. Endlich hörte man: there they come! und mit vieler Mühe ließen sich in weiter Entfernung zwey Pferde entdecken, die

gleich

gleich schnell mit und neben einander daher schwebten. In einem Augenblicke kamen sie näher und näher; und wie sie sich näherten, näherte sich auch eine Art von Zujauchzen, welches nichts anders, als das vermischte Geräusch und Rufen der nebenher wettenden Zuschauer war. In einem Huy waren sie neben uns und den nebenher reitenden Zuschauern vorbey; und je näher sie dem Ziele kamen, je mehr strengten Pferd und Reiter ihre Kräfte an, und der rosenfarbne Reiter des Hephästion, der einem Herrn Redfearn gehörte, trug den Sieg davon, indem er die am Ende der Bahn befindliche Linie am ersten überflog. Wir giengen ihm bis zum Ende der Laufbahn nach, um den edlen Hephästion, der so schön neben uns vorbeygeflogen war, persönlich kennen zu lernen. Wir fanden ihn noch voller Feuer, mit aufgeschwollnen, strotzenden Adern, schnaubend mit offnem Munde und weiten Nasenlöchern, mit feurigen, blutumlaufnen, großen Augen, geduldig zwischen zween seiner Bedienten stehend, die ihm mit Stroh den Schweiß von Seiten und Schenkeln abwischten und den Körper rieben; worauf er mit einer schönen Decke über den Kopf und ganzen Kör-

per

per bedeckt ward. Ein edles, herrliches Thier, schlank und fein, jedoch wohl proportionirt und stark von Körper, mit einem ausdruckvollen Kopfe, — in seiner Art so schön und edel, als die Maler den macedonischen Hephästion, Alexanders Freund, geschildert haben, und eben sowohl, als dieser, wegen seines Geistes und Muthes geliebt zu werden würdig. — Er hatte die vier Meilen lange Bahn in ohngefähr sieben und einer halben Minute abgelaufen. Er hätte sie, wie andre Sieger im Matchlaufen, noch eher abrennen können, wenn er alle seine Kräfte angestrengt hätte. Solches geschieht aber nicht, weil die Reiter, welche des Sieges gewiß sind, ihre Pferde fast die ganze Bahn durch anhalten, und das andre Pferd auch zuweilen vorkommen lassen, dem Eigenthümer desselben zu Ehren und zu Beförderung der Nebenwetten.

Im Zurückgehen nach der Rennbahn trafen wir Lord Grosvenor zu Pferde an, der sich die Mühe gegeben hatte, sich aller Orten nach uns umzusehn, und uns den Eintritt in den Pavillon des Jokey-Clubs nicht nur anrieth, sondern auch selbst ausgemacht hatte. Es befindet sich solcher zur linken

Seite

Seite auf einer sanften Anhöhe, dicht an den Schranken gegen die Mitte der Laufbahn hin. Man hat von da eine Aussicht über die ganze Bahn, und für denjenigen, dessen Augen scharf genug sind, bis zum Anfange des Starting places im Beacon course. Wir fanden daselbst eine zahlreiche Gesellschaft der vornehmsten Mitglieder, den Herzog von Northumberland und Queensbury, den Grafen Brühl, Sir John Moore und eine Menge andrer Herren, die uns dem Namen nach nicht bekannt waren. Niemand war befremdet, uns zu sehn; Niemand fragte, wer wir wären; aber jeder war mit der äußersten Höflichkeit bereit, unsre Neugierde zu befriedigen und unsre Fragen zu beantworten.

Um drey viertel auf ein Uhr kams zum zweeten Wettlaufe, einem Sweepstakes, das zwischen Lord Clermonts Diktator, Herrn Stapletons Magog und Herrn Comptons High Flyer, den drey schnellsten und schönsten itzt lebenden Pferden, um neunhundert Guineen schon vorm Jahre war abgeredet worden. Da der Diktator nicht lief, so hätte sein Eigenthümer die halbe Wette auf sein Pferd, als eine halbe Strafe, der Abrede gemäß, bezahlen müßen,

müßen, wenn es mit den übrigen Herren nicht anders berichtiget worden wäre. Der Preiß war also für die Hauptwettenden nun siebenhundert und funfzig Guineen. Auf diesen Wettlauf war alle Welt mit Recht äußerst aufmerksam, weil Herrn Comptons High Flyer, so wie Magog, in jedem Rennen schon viele Preiße erlaufen hatten. Sie kamen auf eben der Rennbahn auf gleiche Weise, als die vorigen Pferde, heran; doch mit größrer Erwartung und Aufmerksamkeit und größerm Jauchzen und Wetten der Zuschauer, weil beyde Pferde Favoriten des Publikums sind. Wie sie neben unserm Pavillon vorbey rannten, war Magog, ein Schimmel, vor, doch wettete einer der Gegenwärtigen dreyhundert Guineen, daß High Flyer, ein fünfjähriger schwarzbrauner Hengst, ihm den Preiß ablaufen werde; — und sein war auch der Sieg, ehe noch die Wette in Richtigkeit gebracht werden konnte. Kaum fieng sein Reiter an, es zu wollen, so war er dem edlen Magog vor, und Peitschen und Sporen konnten ihm keine Flügel ansetzen, den verlornen Vorsprung wieder zu gewinnen. Seit seinem dritten Jahre hat sich High Flyer durch große Siege der

Art

Art ausgezeichnet. Seinen größten Sieg erhielt er vorigen May in einem Sweepstakes, wo sechsundzwanzig edle Pferde mit ihm rannten und auf jedes hundert Guineen gesetzt waren. Das hieß gut debutiren. Seine folgenden Siege haben seinen Ruhm bestätiget, daß er einer von den edelsten Abkömmlingen des vorbenannten berühmten Herodes sey. — Keinen gleich edlen Stamm ließ der jüdische König Herodes hinter sich. — Bey dem dießjährigen Wettrennen hat Lord Bolingbroke dem Eigenthümer, Herrn Compton, dreytausend vierhundert Guineen dafür geboten; aber umsonst; denn der Eigenthümer scheint bis itzt noch auf viele künftige Siege seines Lieblings und auf fernere Unvorsichtigkeit der wettenden zu rechnen.

Um halb zwey Uhr liefen sieben Pferde um den Preiß des letzten Jahres der Fortescueschen Stakes, oder Subscription von dreyßig Guineen, also um zweyhundert zehn Guineen. Die Pferde waren junge Hengste und Mähren von vier Jahren. Erstere müßen acht Steine und sieben Pfund, letztere aber, als die schwächern, acht Steine und vier Pfund tragen. Auch mußten sie den Mitgliedern

des Clubs zugehören. Sie liefen die Rennbahn Ditch — in, welche nur zwo und eine halbe Meile lang ist, und sich eben da endigt, wo der Beacon course ein Ende hat. Dieser Wettlauf war schöner anzusehn, als die vorhergehenden, weil der Renner mehr, und die Uniformen, Jackets, Hosen und Kappen, der Reiter mannichfaltiger waren; auch beydes Pferd und Reiter ihre Kräfte besser anstrengten. In einer ziemlich gleichen Linie sahen wir sie vom Ziele ablaufen. — Wie sie neben uns vorbey jagten, war sie schon unterbrochen, und Lord Abingdons Aloalve hatte den Vorsprung. Einer der bey uns stehenden Herren, der uns sehr freundschaftlich unterhielt, hatte auf Lord Grosvenors mitlaufende junge Mähre von Dux, welche im vorigen Jahre zu Shrewsbury zween Tage hintereinander gesiegt hatte, eine starke Summe gewettet, und war noch der Meynung, daß er gewinnen könne; — und ein andrer bot uns eine Guinee Wette gegen Lord Cravens Lexikon. Dennoch gewann Lexikon, zu beyder Herren Nachtheile, und man hätte eine Kleinigkeit gewinnen können, wenns möglich gewesen wäre, von dem schönen

Schau-

Schauspiele der durcheinander fliegenden Beine und leichten Uniformen die Augen weggzuwenden. Lord Cravens junger Hengst Lexikon war der erste, Lord Clermonts brauner Foppington der zweete, Herrn O'Kelly's kastanienbrauner King Fergus der dritte, Sir Charles Bunbury's Bounceabout der vierte, die fünfte Lord Grosvenors braune Mähre von Dux, Lord Abingdons Hengst Kiloaloe der sechste und des Herzogs von Boltons Schimmel Greybeard der siebente am Ziele. So geschwind werden im Wettrennen die am besten berechneten Spekulationen der wettenden und ihre anscheinendsten Hoffnungen übern Haufen geworfen. Gehts im menschlichen Leben, dem Wettlaufe der Leidenschaften und Spekulationen, dem Gewebe von Hoffnungen anders?

Um zwey Uhr rannten des Herzogs von Queensbury Fulmine nebst Lord Derby's Laburnum auf eben der Laufbahn, jedes um dreyhundert Guineen. Auf Fulmine, der beym Vorüberrennen vor war, ward stark parirt, Laburnum aber erhielt den Preiß mit eben der Leichtigkeit, als vorher High Flyer den Vorsprung wieder gewonnen hatte.

Da das Wetter kalt und wir vom Stehen und Sehen müde waren, die beyden noch folgenden Wettläufe auch auf entfernten Bahnen gerannt wurden, so verabschiedeten wir uns, giengen langsam nach Newmarket zurück, und ließen uns am Ende der Laufbahn zeigen, wie Reiter und Sattel der Reiter gewogen werden. Die Sättel sind höchst leicht und zierlich, und haben mit den Husaren- oder Froschsätteln Aehnlichkeit, nur daß sie kleiner sind. Sie scheinen mit den Steigbügeln nicht zwölf Pfund zu wiegen.

Nachdem wir uns in Newmarket mit unserm kostbaren Wirthe berechnet und berichtiget hatten, nahmen wir Postchaisen und fuhren im Dunkeln ab, nach Cambridge, dreyzehn Meilen davon, wo wir, meist schlafend, um eilf Uhr Nachts glücklich anlangten.

Erfahrungen und Räthe des Landarztes.

Spekulative und blos gelehrte Untersuchungen haben in der Arzneykunde nicht immer einen wahren Einfluß auf das Beste des menschlichen Geschlechts. Je mehr man gewisse Grundsätze und Wahrheiten simplificirt, desto größern Nutzen müssen sie stiften. Von dieser Art sollen die Beyträge seyn, die ich, zum Behuf der Arzneywissenschaft, in diesen Blättern liefern werde; sie sollen allein in praktischen Bemerkungen bestehn, die der Verfassung des Landes, in dem wir leben, und den vorfallenden Krankheiten angemessen sind, und zugleich Anweisungen enthalten, die ohne Weitläuftigkeit können befolgt werden. Durch die Länge der Jahre und durch eine ununterbrochne Reihe von Erfahrungen lernt der Arzt erst die wahren Vortheile von den scheinbaren unterscheiden; oder deutlicher, er wird erst in spätern Jahren überzeugt, daß der menschliche Körper am kräftigsten durch einfache Mittel unterstützt und erhalten wird. — Meine Beyträge werden in keiner systematischen Ordnung

folgen,

folgen, sondern ohne Verbindung; und, so viel ich kann, deutlich, bestimmt und belehrend.

I.

Von den Vorbauungsmitteln.

Alle Menschen empfinden einen natürlichen Widerwillen und Abscheu gegen den Tod. Der Gedanke von der Zerstörung des Körpers und dessen Verwesung, ist einem jeden fürchterlich. Sollte man hieraus nicht die Folge ziehen, daß die Sterblichen alle Vorsicht anwenden würden, die Gefahr des Todes so lange als möglich von sich zu entfernen? Sollte man nicht denken, daß sie auf alle Vorfälle aufmerksam seyn würden, die sie in Krankheiten stürzen, oder gar zum Grabe befördern können? Die Erfahrung zeigt aber insgemein das Gegentheil. Es ist unbegreiflich, wie ein vernünftiges Geschöpfe bey den drohendsten Gefahren des Todes Gleichgültigkeit kann blicken lassen: wie der Mensch mit einer Art von Sorglosigkeit kann viele um sich herum fallen sehen, ohne auf seine Sicherheit und Rettung bedacht zu seyn. Man siehet sehr oft bey tödtlich ansteckenden Krankheiten in einer Gegend,

ja

ja in einem Hause, viele sterben. Die Gesunden gehen mit ihnen um, pflegen sie mit möglichster Gleichgültigkeit gegen die nahe Gefahr; und die Krankheit ergreift sie unvorbereitet und sie gehen mit andern den Weg zum Grabe.

Ich habe sehr oft über ein solches Verhalten Betrachtungen gemacht, aber nie den Grund dieses widersinnigen Verfahrens erforschen können.

Empfindungslos bey einem gesunden Körper gegen den Tod zu seyn, ist bey einem menschlichen Gefühle fast unmöglich. Gleichgültigkeit gegen das Leben kann es nicht seyn, weil auch der unglücklichste Sklave, dem alle Hoffnung eines besseren Schicksals benommen ist, doch bey dem Gedanken des annähernden Todes furchtsam zurückweicht, belebt von der Sehnsucht, sein Leben unter Kummer und Fesseln noch weiter fortzuschleppen. Wäre es Sicherheit, so müßten sie überzeugt seyn, daß die Krankheit sie nicht treffen werde: wer kann ihnen aber die Bürgschaft leisten, da oft die gesundesten und stärksten ein Opfer des Todes werden? Weit wahrscheinlicher ist es, daß die Menschen durch das Vorurtheil der Selbstliebe getäuscht und eingeschläfert

fert werden. Wie schwer ist es nicht, auch dem Vernünftigsten, zu gedenken, daß ihm ein Unglück treffen werde. Er sucht vielmehr diesen unangenehmen Gedanken zu unterdrücken, und schmeichelt sich auch in einem gefahrvollen Zeitpunkte mit phantastischen Bildern eines glücklichen Ausganges. Es ist ganz unstreitig, daß Tausende weit länger in der Welt leben würden, wenn sie aufmerksamer auf die Veränderungen ihres Körpers, und sorgsamer bey bedenklichen und gefährlichen Vorfällen seyn würden.

Ich halte es der Mühe werth, auf diesen wichtigen Gegenstand die Aufmerksamkeit meiner Leser zu leiten und ihnen meine auf vieljährige Erfahrung gegründete Bemerkungen mitzutheilen. Ich will die Mittel anzeigen, deren man sich bedienen muß, wenn man von der Gefahr einer Krankheit bedrohet wird. Ich kann mich dreist auf daß Zeugniß aller vernünftigen Aerzte berufen, daß man in der Kur aller Krankheiten sein Augenmerk auf den Magen richten müße. Wenn jemand von einem Fieber befallen wird, und er hat Schleim und Schärfe im Magen, denn empfindet er weit mehrere

rere Beschwerden, als ein anderer, dessen Magen leer von solchen Unreinigkeiten ist. Jene klagen bey dem Anfalle des Fiebers über ängstliche Empfindungen in der Herzgrube: sie verspüren Uebelkeiten, Neigung zum Erbrechen, Angst und Unruhe. Ist die Schärfe zugleich in den Gedärmen, so haben sie Schmerzen im Unterleibe, Drängen zum Stuhlgange, oder gar einen Durchfall. Nothwendig müßen die Kräfte des Kranken gleich im Anfange des Fiebers dadurch sehr mitgenommen und das Fieber heftiger und unordentlich gemacht werden. Ist die Schärfe von galliger Art, dann tritt sie nach einigen Fiebertagen ins Blut, vergiftet solches mit einer Fäulniß, und die Krankheit wird dadurch oft unheilbar und der Kranke von einem schnellen Tode hingerissen. Daß überhaupt fast alle Krankheiten in den nordlichen Ländern von einer Schärfe entstehen, ist eine in der Arzneywissenschaft ganz bekannte Sache.

Doch nicht allein bey einem Fieber, sondern auch bey allen übrigen Krankheiten muß der Arzt auf den Magen aufmerksam seyn. Die Wundärzte versichern sogar, daß durch die Unreinigkeiten

in

in den ersten Wegen Wunden und Geschwüre unheilbar werden, ja selbst der Krebs entstehen könne.

Würde es nicht überflüßig seyn, wenn ich noch durch stärkere Gründe den großen Einfluß des Magens in die mehresten Krankheiten beweisen wollte? Möchte sich doch ein jeder die traurigen Folgen vorstellen, die aus einem mit Unreinigkeit beschwerten Magen in den Fieberanfällen entstehen: viele würden gewiß mehr auf ihrer Hut seyn, besonders in den Zeiten herrschender Krankheiten, und schon frühe die Schärfe aus dem Körper entfernen, die ihnen in der Folge des Fiebers so viele Angst und Unruhe verursachen kann.

Viele hegen das ungegründete Vorurtheil, daß ihr Magen gut verdauen müße, weil sie täglich mit gutem Appetit essen; sie wissen aber nicht, daß ein schwacher Magen weit mehr zur Eßlust reizen kann, als ein gesunder. In jenem erzeugt sich eine Schärfe, die zum stärkern Hunger reizt.

Kann ich aus den angeführten Ursachen nicht die erste Regel ziehen, daß wir, besonders zu den Zeiten ansteckender Krankheiten, mäßig zu leben verpflichtet sind? Es ist schon eine gute Vorbereitung,

tung, wenn man seine gewöhnliche Eßlust mäßiget, nur leicht verdauliche Speisen genießt, und besonders des Abends wenig oder gar nichts zu sich nimmt. Die Beobachtung dieser Regel ist in unsern Ländern desto nothwendiger, da wir insgemein mehr essen und besonders viele Fleischspeisen, als bey einer Lebensart, die nicht mit hinlänglicher Bewegung verbunden ist, geschehen sollte. Bey einer solchen Enthaltsamkeit wird der vorräthige Schleim und die Schärfe, durch den beständigen Zufluß der Feuchtigkeiten, verdünnet und mehr aufgelöset, und der Magen, der nicht wie gewöhntich mit Speisen angehäufet wird, wirket desto stärker in den Rest des Unverdaulichen.

Aber die Enthaltsamkeit allein möchte bey einem jeden nicht hinreichend seyn, sich gegen den Anfall der Krankheit in Sicherheit zu setzen; es ist noch außer dem nöthig, ehe man den Eindruck des Fiebers verspüret, den Körper durch gelinde Abführungen zu reinigen. Ich muß hier wiederholen, was nicht oft genug erinnert werden kann, daß man von starken Abführungen nicht die guten Folgen erwarten könne, als von gelinden, die mehr

als einmal gebraucht werden. Zu diesem Zweck preise ich besonders das Seydschützersalz, den Kremor Tartari, und den Tartarus tartarisatus an. Die keine Salze nehmen können, bedienen sich des Laxiertrankes von Kremor Tartari, Manna und Rhabarber. Von dem Seydschützersalz nimmt man des Morgens ein Loth. Man wird davon keine Wirkung verspüren. Fähret man aber einige Tage damit fort, dann fängt es an, sehr leicht zu laxieren. Durch eine starke Abführung kann unmöglich aller Schleim und Schärfe ausgeleeret werden. Das Flüßige allein wird abgeführet, der zähe Schleim bleibt zurück. Den Kremor Tartari, oder Weinsteinrahm, können wir in dem Fall am schicklichsten gebrauchen, wenn faule Fieber sich äußern, wenn man Anzeigen von Galle bemerkt, oder ein fauler, bitterer Geschmack im Munde ist, zu einem halben bis einem Quentin täglich zwey bis drey mal als Pulver, oder mit kochendem Wasser aufgelöset gebraucht, allein, oder auch mit Rhabarber vermischt. Kein Mittel aber ist gelinder, löset den Schleim stärker, und führt die Schärfe durch den Urin und Stuhlgang sicherer ab, als der Tar-

tarus

tarus tartarisatus. Ich wünschte dieses vortreffliche Mittel in allen Häusern zu sehen. Es ist zugleich ein kühlendes, die Schärfe dämpfendes, gelind abführendes Mittel, dessen wahren Nutzen, ob es gleich ein sehr bekanntes Mittel ist, nur wenige Aerzte recht kennen. Es ist eine nützliche Beschäfftigung, wenn man es selbst machen will; desfalls will ich auch die Beschreibung anführen. Es wird dazu weiter nichts mehr erfordert, als Kremor Tartari und reine Potasche: der Kremor Tartari wird mit vielem Wasser, ohngefähr zehnmal so viel, als er schwer ist, kochend aufgelöset. Die Potasche löset man gleichfalls mit wenigem Wasser auf, daß sie nur flüßig wird. Von dieser aufgelöseten Potasche gießt man bey wenigen in den kochenden aufgelöften Kremor Tartari, da man denn ein gelindes Aufbrausen bemerken wird. Man fährt mit dem zugießen so lange fort, bis man kein Brausen mehr bemerkt. Diese Mischung läßt man über Kohlen in einem glasirten Geschirr so lange gelind abrauchen, bis das Salz trocken auf dem Boden liegen bleibt. Es wird hierauf in einem gut verbundenen Glase aufbehalten. Ich würde mir nicht die Mühe

genom-

genommen haben, eine Beschreibung von der Zubereitung zu machen, wenn ich nicht von der Vortrefflichkeit dieser Arzeney durch viele Vorfälle überzeugt wäre. Den Schleim zu lösen und den Urin zu treiben, nimmt man Morgens und Abends zwey bis drey gute gehäufte Theelöffel, mit vielem Wasser aufgelöset. Soll es gelinde laxiren, nimmt man ein Loth. Auch der schwächste Magen kann dieses Salz vertragen.

Da wir durch solche leichte Mittel bey dem Anfalle der Krankheiten unsern Zustand sehr erleichtern, und das Fieber schon zum voraus schwächen können; würden wir gegen uns selbst unverantwortlich handeln, wenn wir die beste Zeit sorglos und unthätig zubringen, wenn wir nicht hier schon die Maaßregeln zur Erhaltung unsers Lebens ergreifen wollten. Es ist weit schwerer und erfordert schon die Einsicht eines Arztes, wenn man dann erst den Körper durch Brechmittel und Abführungen reinigen will, wenn das Fieber bereits verspüret wird.

Noch weit mehr können wir zu unserer Sicherheit beytragen, wenn wir die Natur der herrschenden Krankheiten kennen lernen, und auf die Natur

derſel-

derselben unsere Vorbauungsmittel einrichten. Ist es eine zur Fäulniß geneigte Krankheit, wie die mehresten zu seyn pflegen, besonders aber das faule Fieber, so muß man beyzeiten säuerliche Sachen gebrauchen, um schon zum voraus den Zunder der Fäulniß zu ersticken. Wer darf wohl so lange warten, bis das Fieber das faulende Gift im ganzen Körper verbreitet hat? Kremor Tartari, Zitronensaft ꝛc. sind bekannte Mittel wider die faulende Schärfe.

Ich zeige zu dieser Absicht ein Mittel an, wodurch man die Fieberhitze erleichtern und die Fäulniß des Bluts dämpfen kann. Ich würde es nicht anführen, wenn ich nicht durch öftere Erfahrungen die Wirksamkeit dieses Mittels hätte kennen gelernet. Ich könnte eine Reihe Beyspiele anführen, wo durch diese Arzeney, wenn sie gleich im Anfange ist gebraucht worden, das Fieber sogleich nachgelassen hat und die Kranken in einigen Tagen gesund geworden sind, da andre vierzehn Tage bis drey Wochen von dem faulen Fieber sind entkräftet worden, und erst sehr spät sich haben erholen können.

Man nimmt ohngefähr ein Loth Vitriolöl, welches

ches in den Apotheken feil ist, tröpfelt solches nach und nach in einen recht starken Spiritus, der Pulver zündet, und schüttelt es verschiedenemal, während der Vermischung, um. Man wird alsdenn eine Wärme in dem Spiritus verspüren. Man nimmt von dem letztern sechs Loth, und setzet solchen einige Tage in die Wärme, bis er die Farbe des Franzweins bekömmt. Von diesem vortreflichen Mittel giebt man einem Erwachsenen zwanzig bis vierzig Tropfen: Kindern nach ihrem Alter, fünf, zehn bis funfzehn, mit vielem Wasser verdünnet, täglich drey bis viermal. Zur Vorbauung kann man täglich zehn bis funfzehn Tropfen ein bis zweymal täglich nehmen. Ich empfehle es als eine der besten Hausarzeneyen, welche kühlet, die Schärfe dämpft und den Abgematteten erquickt.

Ich will noch einen Fall einer Vorbauung hinzufügen. Es ereignet sich sehr oft, daß in einer benachbarten Gegend viele Kinder an bösartigen Pocken sterben. Soll man hier ruhig die Kinder, welche noch nicht angesteckt sind, einem traurigen Schicksale überlassen? Dieß würde doch immer sehr hart und unbillig seyn. In solchem Vorfall habe ich al-

lemal die Kinder in den Dörfern, wo die Blattern noch nicht hingekommeu waren, ohne alle Vorbereitung einimpfen lassen. Ich habe davon den groſsen Vortheil gesehen, daß von den eingepfropften Kindern weit wenigere gestorben sind, als an andern Orten, wo man diese Vorsicht nicht gebraucht hat. Warum sollte man dieses Beyspiel nicht nachahmen, wodurch man das Leben vieler Kinder erhalten kann, überdem, da das Mittel so leicht ist und von einem jeden kann ausgeübt werden? Man taucht die Spitze einer Lanzette nur etwas wenig in Pockeneiter bey einem Kinde, welches gutartige Pocken hat, sticht solche flach nur etwas unter die Haut, daß der Stich nicht einmal zu sehen ist. Wer sich vor der Lanzette fürchtet, darf nur die Haut etwas mit einer Nadel ritzen, mit Pockeneiter bestreichen und sacht einreiben. — Noch einiger nicht genug bekannter Vorbauungsarten will ich in der Folge gedenken.

2.

Von den Milchversetzungen bey Kindbetterinnen.

Wir sind doch immer, wenn wir die Wahrheit bekennen wollen, sehr wenig aufmerksam und dank-

bar gegen das schöne Geschlecht, von dem wir doch den Keim unsers Daseyns, die Bildung unsers Körpers und unsere erste Nahrung erhalten, und die uns mit der zärtlichsten Pflege und Sorgfalt erzogen haben. Wie gleichgültig denken wir an die Beschwerden zurück, welche unsere Mütter in ihrer Schwangerschaft mit uns empfunden, wie fühllos erinnern wir uns der Gefahren, mit welchen sie uns ans Licht gebracht haben. Es ist mir allemal ein rührender Anblick gewesen, eine Kindbetterinn sterben zu sehen. Unter Anstrengung aller ihrer Kräfte schenkt sie der Welt einen neuen Bewohner, und verlieret in diesem wohlthätigen Geschäffte ihr eigenes Leben. Sie stirbt blos deßfalls, weil sie Mutter geworden ist. Ist solche Unglückliche nicht einer mitleidigen Thräne der Menschheit würdig? Wir wissen, daß tausende von Müttern unschuldige Opfer ihrer Kinder und des menschlichen Geschlechts werden; und doch sind wir so sorglos, daß wir den allergrößten Theil derselben ihrer Natur, und was noch grausamer ist, den Händen unwissender Hebammen überlassen. Welch wichtiges Verdienst eines Arztes, der hier Lehren und Anweisung geben,

der Mittel bekannt machen kann, die nicht blos für Bemittelte eingerichtet sind, sondern für Arme und Hülflose, deren Zahl ohnstreitig die größte ist!

Dieß sind die Ursachen, welche mich bewogen haben, einen Zufall zu beschreiben, wodurch viele Kindbetterinnen ihr Leben, oder doch ihre Gesundheit verlieren. Die Milchversetzung ist selbst unter den Aerzten nicht allgemein bekannt, und man findet in sehr wenigen medicinischen Büchern Nachricht davon. Die verschiedenen betrübten Beyspiele, die ich von dieser Krankheit gesehen habe, die unglücklichen Folgen, welche aus einer falschen Beurtheilung entstehen, veranlassen mich destomehr, dieses zeither wenig bekannte Uebel durch deutliche Anzeigen zu bestimmen, damit künftig mehrere Kindbetterinnen ihr Leben erhalten, die solches durch Unwissenheit und den Gebrauch schädlicher Mittel verloren haben.

Ich kann keine deutliche Beschreibung von der Milchversetzung machen, wenn ich nicht vorher einige Umstände anführe, die bey Kindbetterinnen nach dem mechanischen Bau des Körpers erfolgen müßen. Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß

nach

nach ein, zwey oder drey Tagen nach der Entbindung das Blut, welches in der Schwangerschaft die Nahrung des Kindes war, nach den Brüsten steigt, und zur häufigen Absonderung der Milch dienet. Insgemein geschiehet diese ungewohnte Veränderung mit fieberhaften Empfindungen, mit einem Schauer, welcher daher der Milchschauer genennt wird, bey einigen gar mit Frost und merklichem Fieber. Nur diejenigen Frauen, bey welchen schon in der Schwangerschaft die Milch abgesondert wird, empfinden sehr wenig von dem Eintritte des Bluts in die Brüste, weil hier die Adern schon erweitert, und die Milchgefäße eröffnet sind. Desto schwerer ist der Rückfluß des Bluts nach den Brüsten bey Frauenzimmern, die in einem Alter von dreyßig und mehreren Jahren sich verheurathen. Bey diesen sind die Blutadern weit fester und widerstehen der Ausdehnung stärker, daher solche selten so viel Milch haben, daß sie ihre Kinder stillen können.

Der Zufluß nach den Brüsten erfolgt sonst allemal, wenn in den Tagen, da das Milchfieber sich einstellen soll, keine Vorfälle sich ereignen, wodurch

das

das Blut eine andere Richtung, als nach den Brüsten, erhält. Unter diesen Vorfällen sind die wichtigsten, Schrecken und Aergerniß. Beyde Affekten hindern nicht allein den Abfluß des Bluts nach der Geburt, sondern hemmen auch den natürlichen Trieb des Bluts nach den Brüsten. Das Blut wird durch krampfhafte Empfindungen im Unterleibe zurück gehalten, woraus heftige Schmerzen besonders im Kreuze zu entstehen pflegen. Werden diese krampfhaften Bewegungen nicht bald gehoben, so bleibt das Blut, welches nach der Brust bestimmt war, in den Eingeweiden stecken und erregt die Zufälle, welche ich in der Folge anführen werde. Bey einem solchen Vorfall habe ich den Kampferspiritus mit Saffran und dem flüßigen Laudanum auf ein leinen Tuch gegossen, nachdem über Kohlen die Feuchtigkeit abgedunstet, auf den Unterleib, und darüber trockene Kräuter, gelegt, am wirksamsten gefunden. Diese Kräuter mit Wein oder Eßig gekocht sind zwar durchdringender, allein nicht alle Sechswöchnerinnen können warme Umschläge vertragen, besonders die zu Ohnmachten geneigt sind. Die Hebammen gebrauchen Krausemünzsalbe, Habersäcke ꝛc.

Nach gestilltem Krampfe pflegt das Blut doch nach oben zu steigen, wenn die Kranke gar zu matt und entkräftet ist. Hier geschiehet es oft, daß nur ein Theil nach den Brüsten dringt; der größte Theil aber tritt in die äußern Gliedmaßen, als in die Schultern, Arme, besonders in die Kniee und Hüften.

So bald es in die Glieder getreten ist, erregt es Gliederschmerzen, die auch ein erfahrner Arzt, wenn er diesen Zufall nicht genau kennt, als eine wahre Gicht beurtheilen wird. Diese Empfindung stimmt auch in allen Zeiten mit der Gicht genau überein. Unter der Maske einer fliegenden Gicht zeiget sich die Krankheit acht, vierzehen Tage und länger. In dieser Zeit ist die Kranke in Gefahr, daß sich das scharfe Blut auf die edleren Theile, als auf das Gehirn, Hals und Lunge, wirft. Bey einem traurigen Vorfalle wo eine Kindbetterinn durch Schrecken sich diesen Zufall zugezogen hatte, und in den Gliedern gichtische Schmerzen empfand, warf sich die Schärfe in einer Nacht auf beyde Augen, verursachte einen Schlag auf beyde Augen und eine schnelle unheilbare völlige Blindheit. Besonders

war

war es, daß sich gleich auf beyden Augen Wasserblasen zeigten. Es ist auch möglich, daß die Schärfe durch den Schweiß ausdünsten kann, und aus dem Körper geschafft wird. Selbst hab ich es nicht beobachtet, sondern nur in einem Buche gelesen.

Nach meiner Bemerkung kann die in den Gliedern steckende Schärfe durch Bähungen mit Kräutern zertheilet und durch die Ausdünstung weggeschafft werden. Nur bey einer Dame, wo sich die Schärfe in beyden Knieen festgesetzt hatte, waren alle gewöhnliche Mittel vergebens, und konnten nicht die geringste Linderung bewirken. Ich ließ die Knie mit Liqvor anodinus etwas warm gemacht schmieren. Nach einer viertel Stunde ließen die Schmerzen nach und wurden in einigen Stunden gänzlich gehoben. Wie schnell oft ein Mittel helfen kann, wenn es auf die Krankheit ganz passend ist!

Wird die Kranke der Natur überlassen, oder, nach dem betrügerischen Gesichtspunkte der Gicht, mit spanischem Fliegenpflaster behandelt, so entstehen in den Gelenken weiche schmerzhafte Geschwülste. Werden solche geöffnet, so fließt kein wahrer Eiter, sondern ein weißer Schleim, auf dessen Oberfläche

viele

viele öllige Theile schwimmen. Hieran kann man die Milchversetzung ganz sicher erkennen. Je länger aber diese Geschwulst dauret, ehe sie geöffnet wird, desto schärfer wird die stockende Feuchtigkeit. Sie frißt weit um sich, und macht unter der Haut Höhlen und viele Kanäle.

Bey einer Dame, die in spätern Jahren war verheurathet worden, und durch Schrecken und Aergerniß sich eine Milchversetzung zugezogen hatte, habe ich solche Geschwülste an beyden Händen und Armen, in beyden Hüften und Knieen gesehen, woraus täglich eine unbeschreiblich große Menge übelriechender Materie floß. Die Geschwüre wurden theils geöffnet, wiewohl zu spät, theils brachen sie selbst auf. Die Unglückliche hatte ein beständiges auszehrendes Fieber, überdem noch ein heftiges Fieber, welches des Nachmittags sich einstellte, und die Nacht bis an den Morgen fortdauerte. Der Geruch von der ausströmenden Feuchtigkeit wurde zuletzt so unerträglich, daß fast kein Mensch bey ihr bleiben konnte. Die Elende lebte in diesem Zustande fast sechs Wochen unter täglichem Geschrey und Schmerzen, und starb, gänzlich ausgezehrt, nachdem, allen

Anzei-

Anzeigen nach, die ganze Masse des Bluts in Eiter war verwandelt worden.

Nach dieser Beschreibung wird ein jeder, der auch kein Arzt ist, diese Krankheit kennen können. Sie entstehet in den ersten drey oder vier Tagen nach der Geburt, zur Zeit des Milchfiebers. Wenn eine Kindbetterinn auch nach der Zeit, wenn die Milch schon hinlänglich abgesondert ist, einen Schrecken oder Aergerniß hat, so kann die Milchversetzung nicht so leicht erfolgen. Insgemein stellt sich alsdenn die Rose an der Brust ein.

Sehr wenige Aerzte haben diese Krankheit beschrieben, aber nicht allein sehr unvollkommen, sondern auch ihre Arten, solche zu heilen, sind sehr verschieden von einander. Ich werde mich nicht an ihre Meynungen binden, sondern eine Heilart anzeigen, die der Natur dieses Zufalls und der Erfahrung ganz angemessen ist.

Alles was die Reinigung nach der Geburt in Unordnung bringt, kann eine Ursache der Milchversetzung werden. Besonders sind solche Personen mehr als andere dieser Gefahr ausgesetzet, bey denen die gewöhnliche Monatzeit mit vielen Beschwerden erfolgt

folgt, oder die spät verheurathet werden. Man muß folglich bey solchen Frauen aufmerksamer seyn, als bey andern.

Bemerket man, daß die Milch nicht in der gesetzten Zeit, bey einem merklichen Fieber, gehörig in die Brüste tritt, oder finden sich schon einige Anzeigen von Gliederschmerzen, so muß man sogleich eine Ader öffnen, welches desto nothwendiger ist, wenn die Person blutreich ist, und der Puls hart und geschwind schlägt. Durch die Verminderung des Bluts wird auch der Trieb nach den Gliedern vermindert. Man muß das Aderlassen in diesem Zeitpunkte nicht versäumen, wenn auch schon vor kurzer Zeit sollte zur Ader gelassen seyn, oder das Blut nach der Geburt stark geflossen hätte. Später hat es keinen Nutzen, wenn nämlich das Blut schon in die Glieder getreten ist. Höchstens könnte es hier die Zufälle etwas erleichtern.

Nach dem Aderlassen muß man suchen das Blut nach den Brüsten zu leiten, welches besonders durch einen erweichenden Breyumschlag von geflossenem Leinsaamen, Weißbrod und Kamillenblumen mit Milch gekocht, geschehen kann. Ein solcher Umschlag

muß

muß nicht so lange liegen, bis er kalt wird, sondern mit einem neuen abgewechselt werden. Er ist zur Beförderung der Milch weit geschickter, als die bekannten Saugköpfe und das Anlegen der Kinder. Bey der vorher erwähnten Dame waren diese beyde Mittel, auch sogar junge Hunde, vergebens angewandt worden. Zwischen den Breyumschlägen kann man ein erweichendes Pflaster auflegen, wozu das bekannte Wallrathpflaster am bequemsten ist. Bey dem Gebrauche der erweichenden Mittel werden Saugköpfe und Kinder angelegt; die Milch wird leichter in die Brüste treten, als ohne den Gebrauch erweichender Mittel.

Bey dieser Gelegenheit muß ich den Kindbetterinnen ein sehr erweichendes Mittel bekannt machen, wodurch sie allen Stockungen der Milch in den Brüsten und den Verhärtungen glücklich vorbeugen können.

Man nimmt feingestossenen groben Zucker, streuet ihn auf Kohlen, fängt den Rauch mit Baumwolle auf, und bedeckt damit die Brüste.

Wenn ein solches Mittel gleich anfangs gebraucht und einigemal wiederholet wird, bin ich

Bürge

Bürge dafür, daß keine Beschwerden an den Brüsten entstehen sollen. Ich habe es wirksamer, als alle Salben und Pflaster der Hebammen gefunden. Ich verspreche mir zum voraus den Dank aller Damen, die meinem Rathe folgen werden.

Nach dieser kleinen Abweichung kehre ich zu meiner Kur zurück. Sollte nach der richtigen Befolgung meines Raths, welcher das Aderlassen und die Umschläge betrifft, das Blut doch in die Glieder treten, welches aber selten geschehen wird, denn muß man gelinde abführende Mittel zu Hülfe nehmen. Unter diesen empfehle ich besonders das itzt so berühmte Seydschützersalz zu zwey bis drey Loth. Solches wirket ohne alle Beschwerden. Außer diesem ist ein Trank von vier Loth Manna mit einem Quentin Kremor Tartari und etwas Citronenschalen, mit einer Tasse Wasser auf Kohlen zehn bis funfzehn Minuten gelind gekocht, besonders gut. Will man ihn stärker machen, kann man ein Quentin Sennesblätter und Rhabarber zusetzen. Abführungen sind nicht allein in der Schwangerschaft, sondern auch nach der Entbindung sehr heilsam, und durchaus nothwendig bey Personen, die guten

Appe-

Appetit haben, viel sitzen und zu Verstopfungen geneigt sind. Die Verstopfungen können am sichersten durch das Seydschützersalz gehoben werden, wovon man täglich Morgens und Abend ein bis zwey Theelöffelvoll nehmen kann. Der Unrath muß sich natürlicherweise mehr bey schwangern, als bey andern Personen anhäufen. Wie unzählich viele Uebel folgen hieraus in dem Kindbette! Der Abfluß des Bluts kommt dadurch in Unordnung, es entstehen faule Fieber, frieselartige Ausschläge, Gliederschmerzen ꝛc. Die Aerzte rathen zwar, auf die Zunge zu sehen, ob solche rein oder unrein sey. Aus der unreinen Zungen schließen sie auf die Unreinigkeiten in dem Magen und Gedärmen. Allein dieses Zeichen ist sehr betrüglich. Die Zunge kann ganz rein, und doch die groben Gedärme mit Unrath angefüllt seyn, wie eine vielfältige Erfahrung mich belehret hat. Bey einigen Personen setzet sich der Unrath in solchen festen Klumpen zusammen, daß er auch durch wiederholte Abführungen nicht kann ausgeführet werden, wovon ich verschiedene merkwürdige Beyspiele anführen könnte.

Sobald sich eine Geschwulst in einem Gliede zeigt,

muß

muß solche sogleich geöffnet werden. Man darf nicht so lange warten, bis die stockende Feuchtigkeit scharf wird. Außerdem muß man darauf bedacht seyn, das Blut durch innere Mittel zu verbessern, wozu ein Trank von Sassaparille, Skorzonerenwurzel, Klettenwurzel und etwas Sassafrasholz, besonders dienlich ist. Man kann von den Wurzeln gleich viel nehmen, oder auch von der Sassaparille doppelt. Man nimmt vier Loth auf einen Stof Wasser, und läßt es eine halbe Stunde verdeckt kochen. Pillen von dem Guajakgummi vier Theile und ein Theil Seife, Morgens und Abends zu einem halben Quentin eine Zeitlang gebraucht, sind in allen Gichtschmerzen allen andern Arzeneyen vorzuziehen.

Bey Schmerzen in den Gedärmen sind Bähungen von Milch, Kamillen, Krausemünze, mit etwas Seife, darein wollene Tücher getaucht, stark ausgedruckt und oft aufgelegt, vorzüglich gut. Die Schweißlöcher der Haut werden eröffnet und die Schärfe dünstet nach und nach aus. Der Gebrauch der Wachsleinwand wird fast allemal Linderung verschaffen, und erregt einen starken Schweiß in den schmerzhaften Theilen.

An das Publikum.

Der erste Jahrgang der mitauischen, oder kurländischen Monatsschrift rückt nun seiner Beendigung immer näher; und allmählig wird es immer mehr hohe Zeit, das nothwendigste, was ich dieses ersten Jahrgangs halber, als Herausgeber, noch zu erinnern habe, meinen Lesern und Theilnehmern mitzutheilen. — Einige meiner Herren Sammler und Beförderer muß ich vor allen Dingen bitten, wenigstens in vier Wochen die mir noch fehlenden Namen ihrer Abonnenten einzusenden, weil ich in einem der letzten Monate eine vollständige Liste sämmtlicher Pränumeranten auszugeben für Schuldigkeit erachte. — Das beschwerlichste und unangenehmste Geschäfft bey diesem ganzen Unternehmen ist noch bis auf heut für mich jedesmal die monatliche Versendung gewesen. Ich habe verschiedenlich hören müßen, daß einer und der andre Pränumerant sein Exemplar oft gar zu spät erhalte. Aber ich bin nicht im Stande, dem abzuhelfen; die Gelegenheiten in einige Gegenden unsers Landes sind zu selten und ungewiß, und bey aller Mühe, die ich mir gebe, die monatlichen Pakete unterzubringen, bleiben doch oft viele länger liegen, als ich wünschte. Das würde nicht seyn, wenn bey jeder vorfallenden Gelegenheit die Herren Sammler und Abonnenten nach ihren Exemplaren bey mir anfragen ließen, und nicht auf meine Beförderung, die mir oft ganz unmöglich ist, warteten. Dieses verdrießliche Geschäfft mir und meinen Freunden nach Vermögen zu erleichtern, will ich, wenn ich noch einen zweeten Jahrgang zu Stande bringe, dann nicht mehr monatlich eins, sondern vierteljährlich immer drey Stücke auf einmal ausgeben. Doch, davon künftig. Ferner habe ich schon den Fall, daß einige halbjährige Abonnenten mit ihrem halben Jahre das Journal zu halten aufgehört haben. Weil ich nun, wenn dieß von mehrern geschehen

wäre,

wäre, dadurch großen Schaden leiden und die andre Hälfte als ganz unnütz würde wegwerfen müßen; so erbiete ich mich hiemit, auch von den wenigen, die mit dem Junius ausgetreten sind, ihre sechs Monate, wenn sie solche noch vollständig besitzen, wieder zurückzukaufen; und mir geschiehet dadurch ein wahrer Freundschaftsdienst; denn einen vollen Jahrgang kann ich immer, auch außer Landes, noch unterbringen, einen halben aber gar nicht, oder doch höchst selten. Schließlich bitte ich auch einige meiner Herren Sammler und Abonnenten, die noch rückständigen Pränumerationsgelder nun ehestens gütigst einzusammeln und mir zu übermachen. Mein Vortheil ist in der That weit kleiner, als jedermann glauben wird; und er wird noch geringer durch allzulangen Verzug der zu hoffenden Pränumeration. — Uebrigens bin ich gewiß, daß dieses periodische Werk, so wie es da ist, nicht ohne Nutzen bleiben soll; wenn er auch langsam und vielen unmerklich kömmt. Mitau den 10ten August 1784.

Kütner.

Druckfehler.

Im Monate Julius, S. 13, in der vorletzten Zeile ist ein unangenehmer Druckfehler eingeschlichen. Statt durch den leidigen König muß es heißen: leidigen Krieg. Auch sind im Junius folgende Druckfehler zu verbessern. S. 227. Z 9 statt derer eine, lies deren eine. Z. 3 von unten, st. heutig gelehrten, lies heutigen gelehrten. S. 229. Z. 8 des, was, l. dessen was. S. 230. Z. 12 wohl dankbar, l. wohl denkbar. S. 233. Z. 12 Wissenschaften Geschichtskunde, ihrer, l. Wissenschaften, Geschichtskunde ihrer. S. 241. Z. 2 st. Neigung l. Meynung. Z. 13 st. vertauschte, l. vertauschte. Z. 16 st. feuchten Regen, l. sanften Regen. Z. 18 st. jede Sekte mir, l. jeder Seite mir. S. 245. Z. 2 st. mich freylich, l. mich herzlich. S. 260. Z. 3 von unten, st. an dieses, l. an diesem.

Mitauische

Monatsschrift.

September, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Völkersambisches Diarium.

(Beschluß.)

Den neunzehnten hatte ich bey Ihro Majestät Audienz, und bat, daß bey so gestalten Sachen, da die Traktaten, wo nicht gar zerrissen, doch in die Länge gezogen werden dürften, Ihro Maj. geruhen möchten, allergnädigst auf Mittel und Wege bedacht zu seyn, wie mein Herr befreyet und das arme Kurland beruhiget werden könnte. Ihro Maj. sagten, die Herren Kanzler, wie auch die Woiwoden, hätten meinen Vorschlag ihm offenbaret; darüber sie auch Rath gehalten und solches zu versuchen geschlossen hätten. Ich sollte gänzlich versichert seyn, daß Sie nicht ruhen wollten, bis der Herzog los wäre: Gott würde wohl ein Mittel dazu geben. Sie hätten auch den Kommissarien anbefohlen, in Ihrer Abwesenheit, zumalen Ihro Maj. zu den Kapuzinern ins Kloster, drey Meilen von hier, verreisen und allda die stille Woche über verbleiben wollten, die Traktaten fort zu stellen,

und

und vor allen Dingen des Herzogs Restitution, wie auch die Räumung von Bauske, zu befördern, damit das Land beruhiget werden möchte: dessen ich mich demüthigst bedankte. Damit kam der moskowitische Abgesandte, und übergab Ihro Majestät einen Brief von dem Czaaren mit gar großer Demuth, indem er sein Haupt vor Ihro Maj. Füßen auf die Erde schlug, aber kein Wort redete, und damit wieder weggeführt ward. Ihro Maj. setzten sich hierauf in die Karosse und fuhren fort.

Den zwanzigsten erschien der Mediator mit den sämmtlichen Herren Kommissarien und Alliirten zur Konferenz, und trug vor, daß man auf die ausgesprengte Zeitung von des Königs in Schweden Tode nichts geben dürfte, denn das Gerücht wäre trüglich. Und gesetzt auch, der König sey todt, so müße man darum die Traktaten nicht aufheben, noch ins Stecken bringen, aus Ursachen, daß der Schweden Vollmacht dadurch aufhöre. Man müsse bedenken, daß alle Traktaten bestünden, im Anfange, Fortgange, Beschlusse und der Ratifikation.*) Nun wäre der Anfang nicht allein gemacht, sondern

*) Initium, progressus, conclusio & ratificatio.

dern man sey auch ziemlich darinn fortgerückt. So würden auch Vollmachten beym Anfange producirt, und vermöge derselben hätten sich allerseits Kommissarien legitimirt; in solcher Legitimation solle und müße man fortfahren: und überdieß erklärten sich die Schweden, daß sie selber so lange Geißeln bleiben wollten, bis alles und jedes, was geschlossen würde, ratificirt wäre. Worauf unsrer Seite Kommissarien begehrten, man solle alsobald den Herzog mit allen den Seinigen nach Riga liefern, und so bald hier geschlossen, noch vor der Ratifikation, den Herzog vollends nach Mitau restituiren, auch Bauske, Marienburg und Elbing räumen. Wenn das geschehe, wollten sie in Gottes Namen fortfahren. Solches nahm der Herr Mediator ad referendum.

Den einundzwanzigsten war ich bey den Herrn kurfürstl. Gesandten zum Essen.

Den zweyundzwanzigsten war ich bey dem litthauischen Herrn Kanzler, welcher mir auch das vor gesetzte hinterbrachte und gleich wieder zur Konferenz fuhr. Er sagte mir noch, ich möchte doch die Brandenburgischen bereden, daß sie doch

nicht so heftig zu Werke gehn und den Frieden hindern möchten; denn man den Herzog je eher je lieber könnte losbekommen. Damit fuhr er fort.

Den dreyundzwanzigsten kamen allerseits Kommissarien und die alliirten Gesandten um zehn Uhr in der Oliva zusammen. Die Schwedischen waren in einem sonderlichen Zimmer und einem sonderlichen Orte, da sie mit dem Polnischen nicht konnten zusammenkommen, und waren auch durch eine andre Thüre eingefahren. Die polnischen Herren Kommissarien waren vom Herrn Mediator auch in besondre Zimmer gebracht worden, und so auch die kurfürstlichen und die kaiserlichen, also daß einer den andern nicht hindern konnte. So ward auch ich in ein absonderliches Logiament gebracht, und allda von des Herrn Mediators Leuten, wie auch vom Pater Prior, aufgewartet. Immittelst wurden die kurfürstlichen und kaiserlichen zu den polnischen Herren Kommissarien gebracht; allein der Herr Mediator ist zwischen ihnen und den Schweden gegangen, und die Handlung in Gottes Namen angefangen worden. Während solcher Session ließ mich der Herr Abt auf meinem Logis stattlich

traktiren. Die Session währte bis etwan zwey Uhr, da denn die Schweden auf der Post Schreiben bekamen von der Gewißheit des Todes ihres Königs. Darüber wurden sie so bestürzt, daß sie gleich aufstanden und davon fuhren, jedoch mit Versprechen morgendes Tages um acht Uhr wieder zu erscheinen und die Traktaten fortzusetzen.

Den vierundzwanzigsten fuhren wir allerseits wieder hinaus, und gieng die Session wieder an. Da ward denn auch ich mit hereingefordert, um wenn unsre Sachen vorkämen, darauf zu achten und benöthigte Information zu geben. Es kam aber dießmal nichts dergleichen vor: nur, da ich anhielt um die Befreyung der armen gefangenen Herrschaft, ward die Quästion endlich also entschieden, daß man Ihro Fürstl. Durchl. allerseits innerhalb sechs Wochen nach Riga bringen, und, sobald hier geschlossen und alles unterschrieben, acht Tage hernach von Riga ab in Ihr Herzogthum ehrlich und gebührlich liefern sollte. Solches nun in Erfüllung zu bringen, sollte Graf Magnus ein Schreiben mit einem Trompeter auf Riga und von da bis Iwangorod senden; ich sollte meinen Trompeter

ter mitsenden; und zu der sichern Fortkommung sollten beyde sowohl von Ihro Maj. als auch schwedischer Seiten einen Paß mitbekommen. Damit fiel der Abend ein, und wir zogen nach der Stadt.

Den fünfundzwanzigsten fuhr man wieder hinaus, wiewohl ziemlich spät, also, daß nicht viel konnte gethan werden.

Den sechsundzwanzigsten war man abermalen draußen versammlet. Da fieng man eben an zu reden von dem Punkte, den ich in meine übergebne Desiderta gesetzt hatte, ratione obligationum extortarum, daß solche möchten kassiret werden; welches auch erhalten ward. Als es aber kam: Si quoque decreta aliqua inter Ducales & Rigenses a Suecis lata fuerint, cassentur; da gieng der Streit an. Der Mediator wollte solches nicht zugeben; unsre Herren Kommissarien begehrten davon meine Specialinformation; und da ich solche gethan, urgirten sie hestiger, daß solcher Punkt bleiben möchte. Dieses verdroß den leichtfertigen Franzosen so sehr, daß er mich bey der Session nicht wissen wollte, sagte, es gebühre mir nicht, der ich kein Gesandter wäre, allda der Session mit beyzuwohnen. Unsre Herren

ren Kommissarien empfunden solches zum höchsten, und verantworteten es, daß ob ich gleich kein vollkommner Gesandter wäre, weilen der Herzog gefangen, so wäre ich doch sein vornehmster Minister und bey den vorigen Zusammenkünften zu Lübeck als Prokurator des Friedens mit gewesen und von allen Gesandten dafür erkannt und geachtet worden: und überdieß sey der Herzog ihr Lehnsfürst, dessen sie sich annehmen und seinen Minister vertreten müßten. Der Mediator sagte: Ist der Herzog euer Vasall, um so weniger gebührt sichs, daß sein Minister neben den königlichen Kommissarien sitzet. Solches verdroß die Herren Kommissarien noch mehr; sie sagten, sie wollten nicht hoffen, daß er, der Mediator, sich einbilden würde, ihnen Gesetze vorzuschreiben, wie sie ihren Lehnsfürsten ehren und seinen Minister behandeln sollten. Nun schmerzte mich solches nicht wenig; antwortete derowegen gar modest folgendergestalt: Non putaui, Excellentiam Vestram offensum iri præsentia mea. Nam etiamsi tanquam priuatus adessem; tamen id neque nouum, neque indecorum uideri posset, quum non sim Gallus, aut Hispanus, neque Italus, aut Anglus, sed Coronæ filius & ciuis Reipublicæ. Non igitur, quæ hic pro salute patriæ

triæ aguntur, me plane latere possunt. Jam uero adsum uocatus ab Illustrissimis D. D. Commissariis, non ut priuatus, sed publica auctoritate Regis, Domini mei Clementissimi, ut negotia tuear innocentissimi & perfidia Suecorum satis afflicti Principis mei, ut informem Illustrissimos D D. Commissarios, sicuti eis informatione mea opus fuerit. Negauit Exellentia Vestra, decere Principis mei, utpote Vasalli, Administrum Commissariis regiis adsidere. Sed inter Vasallum & Vasallum est magna differentia. Illustrissimus Princeps meus libenter fatetur, atque adeo sibi gratulatur, se tanti Regis tantique Regni Vasallum esse. Sed est Vasallus ex pacto. Quapropter nihil noui & inusitati est, Celsissimum Ducem Regibus eorumque Ministris, aut me ipsum principibus & Commissariis regiis adsidere. Non igitur mereor, multo minus meretur Princeps meus injuriam & uilipendium Excellentiæ Vestræ. Interim sciat Excellentia Vestra, mansurum illud nobis alta mente repostum; neque ægre feret, si hac de re, suo loco & tempore, grauiter conqueremur. Satis enim mihi persuasum habeo, Christianissimum Regem Illustrissimum meum Principem majori honore uelle uenerari. **Es wollte sich hierauf der Franzose zwar entschuldigen; aber das ganze Kollegium ward darüber turbirt, stunden auf und fuhren in die Stadt.**

Den siebenundzwanzigsten kamen alle Herren Kommissarien zu der Königinn, alldieweil Ihro Maje-

Majestät der König nicht zur Stelle war, und referirten diesen Handel der Königinn, die es denn auch hoch empfunden, und als der Mediator auch dazu kommen, ihm solches heftig verwiesen hat.

Den neunundzwanzigsten fuhr man wieder hinaus. Ich blieb aber, als an solchem heiligen Tage, daheim, und wartete des Gottesdienstes ab. Immittelst sind sie bis auf den Punkt der Grenzscheidung gekommen; weilen ich aber nicht zugegen war, haben sie den Punkt bis morgen verschoben.

Den dreyßigsten fuhr man abermals hinaus, auf den Mittag, da ich denn auch mitfuhr und aufwartete. Aber es kam wegen der Grenzscheidung nichts vor, und die Herren Kommissarien versprachen, in keinem Punkte, der meinen Herrn mit betreffe, etwas zu schließen ohne meine Gegenwart.

Den einunddreyßigsten fuhr man wieder hinaus, und ich mit. Da man nun vermeynen sollte, daß es bald zur Endschaft kommen und der liebe Friede hervorblicken sollte, da kamen die Schweden durch ihren Prokurator, den Mediator, mit einem ganz neuen Postulat aufgezogen, und

begeh-

begehrten viermalhunderttausend Fl. Satisfaktionsgelder. Aber diese wurden ihnen platt vor der Faust abgeschlagen. Da draus nichts werden wollte, gaben sie dieses Postulatum auf, und gaben zehn andre Punkte ein, mit der Erklärung, da ihnen keine Satisfaktion geschehe, wollten sie alles, was schon abgehandelt gewesen, widerrufen und für nichts gehalten haben. — Dieses beleidigte nun nicht unbillig unsre Herren Kommissarien, wie auch die Alliirten; sagten, sie hätten sich eines solchen zu ihnen nicht versehen; weilen es aber ihnen so gefiele, so wollten sie auch weiter mit ihnen nichts zu thun haben, sondern Gott und der Zeit den Ausschlag befehlen. Also setzten sich die Herren allerseits in ihre Karossen, fuhren davon und gleich zu Ihro Majestäten, und statteten da Bericht ab von allem, was vorgegangen war. Beyde Majestäten wurden darüber auch nicht wenig betroffen: immittelst kam die französische Schlange auch heran, mit der die Königinn insonderheit trefflich expostulirt haben soll. Er hat es aber mit List wieder so weit gebracht, daß man den ersten April zwar mit Berathschlagen zugebracht, endlich

aber

aber doch Gott Lob! geschlossen hat, die Traktaten wieder anzutreten. Darauf die Herren Kommissarien und Mediatoren insgesammt nach vorher gehaltener Konferenz wieder hinausgefahren sind. Weil ich aber wegen meines Haupt- und Zahnwehes nicht mit hinkommen konnte, bin ich daheim geblieben.

Den ersten April hatte ich bey Ihro Majestät abermals Audienz, und bat, den Herren Kommissarien allergnädigst anzubefehlen, daß sie nichts zum Präjudiz und Nachtheile der Rechte meines Fürsten statuiren möchten; zum andern beklagte ich mich über den Kommendanten zu Mitau Braun, daß im Herzogthume nun schon zum sechsten male das Brod genommen würde, ohne Wissen und Willen der Regierungsräthe, und bat, darin allergnädigst Aenderung zu schaffen. Ihro Majest. versprachen den ersten Punkt gar gern, wegen des andern aber sagten Sie, Gott und der Friede würden solches alles ändern, man müße ein wenig Geduld haben.

Den dritten fuhr man wieder hinaus, und ich auch; es lief aber in unsern Sachen nichts vor.

Den

Den vierten, Sonntags, fuhr man wieder nach Mittage hinaus, und gieng die Session erst um drey Uhr an und währte bis halb acht. Es gieng aber in unsern Affairen nichts vor.

Den fünften kam man weiter des Morgens um neun Uhr zusammen. Da ward die Befreyung meines Herrn bewilliget und geschlossen; und ob ich wohl heftig wider die Worte: nondum uis fracta disputirte, mußte es doch so bleiben. Die Session währte bis etwan um ein Uhr, da fuhr man zum Essen, und traktirte der Herr Woiwode unsre Herren Kommissarien im oliviſchen Kruge. Gegen vier Uhr kam man wieder zur Session, da man denn weiter von unsern Punkten handelte, insonderheit wegen der Grenzscheidung. Dabey fiel denn vor, daß den Schweden, was sie auf dieser Seite der Düna im Herzogthume im Besitz gehabt, verbleiben müßen: ohngeachtet ich genug dawider einwandte, so hat doch nichts helfen wollen, sondern hat nur heißen müßen: sic uolumus, sic jubemus. Diese Session währte bis acht Uhr auf den späten Abend.

Den siebenten kam man wieder zusammen um

neun

neun Uhr. Da hielt ich an, daß die Schweden, wenn sie ja die große Schanze und die Bulderaa hinauf, was sie bis dahin gehabt, behalten sollten, dennoch bey Dahlen nichts mehreres haben möchten, als was eigentlich nach Dahlen von Alters her gehörete, und was nach Baldohn gehöre, nämlich Friedrichshof sammt der Lachswehre, dem Herzoge verbleiben möchte. Aber nach leichtem Kontrovertiren mußte ihnen das auch bleiben. Damit gieng der Vormittag hin. Den Nachmittag, nachdem die unsrigen im Kruge gespeiset und der Herr Kronkanzler alle Herren Kommissarien traktirt hatte, kam man wieder gegen drey Uhr zusammen. Da fieng ich an vom Hölzungsrechte zu reden, und bat, uns von diesem Onus zu absolviren. Ich mußte deßfalls eine ausführliche Deduktion thun und endlich kam es nach vielen Pro und Kontra doch dahin, daß die Schwedischen davon abstanden. Diese Session währte bis sieben Uhr Abends.

Den neunten waren die polnischen Herren Kommissarien bey Ihro Maj. so lange, daß sie abermalen erst gegen drey Uhr in der Oliva zusammenkamen, da denn die Session bis sieben Uhr dauerte.

Den

Den zehnten kam man wieder um halb zehn Uhr zusammen, und handelte de depositis & debitis. Diese Session währte bis zwey Uhr, da denn erst die Herren Kommissarien zum Essen nach dem Kruge fuhren. Die Schwedischen speisten im Kloster. Nachmittage kam man wieder zusammen, und währte die Session bis sieben Uhr.

Den zwölften kam man wieder zusammen, Morgens um neun Uhr. Da handelte man von meines Herrn entnommenen fünf Schiffen, wofür ich hunderttausend Thaler Satisfaktion begehrte. Aber nach vielem Wortwechsel mußte es auch in den Brunnen fallen. Diese Session dauerte bis zwölf Uhr. Nachmittags war wieder um zwey Uhr Versammlung. Da urgirte ich ernstlichst die Satisfaktion meines Herrn für allen erlittnen Schimpf und Schaden: aber es mußte alles kassirt und aufgehoben seyn.

Den dreyzehnten ward von schwedischer Seite die Anforderung des Herzogs von Croy, wie auch die fürstl. Doblensche Erbforderung auf die Bahn gebracht. Worauf ich alsbald antwortete: Was die Erbschaftsforderung betreffe, die sollten sie von

Dou-

Douglas fordern, der es alles weggenommen; wenn sie aber auch noch vorhanden wäre, würde man dem Herzoge von Croy nichts geständig seyn. Die polnische Schuldforderung desselben betreffend, so gehöre dazu mein Herr auch. Ich wollte mich also hiemit interueniendo angeben und manifestiret haben, damit Ihro Fürstl. Durchl. Rechten nichts präjudiciret würde, sondern Dero Recht erhalten bliebe. Die Zahlung aber, oder Satisfaktion wollte ich dem guten Fürsten nicht behindern; nur daß meines Herrn Recht reservirt würde; und bat, solches zu protokolliren. Damit gieng der Vormittag hin, und währte diese Session bis zwölf Uhr, da man zum Essen fuhr. Nachmittags, da man wieder versammlet war, bat ich wegen Restitution der weggeführten und entlaufnen Bauern ein gewisses zu schließen; welches auch endlich geschah.

Den vierzehnten kam man wieder morgens um acht Uhr zusammen, und währte diese Session bis zwey Uhr. Nach Mittage war man wieder von drey bis sieben Uhr in der Versammlung.

Den funfzehnten kam man früh um acht Uhr

zusammen, da denn der spanische Sekretär auch in der Session erschien, und dauerte die Session bis vier Uhr, da die Herren Kommissarien zu Ihro Majestät nach Karlikau fuhren, Ihnen allein Relation thaten und sich weiter berathschlagten. Ich hatte an dem Tage auch bey Ihro Maj. Audienz; ich bat aber nichts anders, als die preußischen Völker gnädigst zu befördern, und auch die litthauische Armee weiter von unsern Grenzen abzuführen. Eben war Fürst Bogislaw zugegen, dem Ihro Majestät alsobald befahlen, die Völker abzuführen; er entschuldigte sich aber damit, daß er ohne kurfürstliche Ordre es nicht thun könne.

Den sechzehnten hatte man alle Punkte zwischen Polen und Schweden abgehandelt.

Den siebzehnten brachte ich abermals der armen Mitauer Gravamina in Erinnerung, vornehmlich wegen des Handels und der Zölle. Die Herren Kommissarien sagten auch das beste zu; Gott gebe, daß was darauf erfolgen mag, weilen alles durch die Post gehandelt wird.

Den achtzehnten, Sonntags, fuhr man Nachmittags wieder hinaus, aber es ward weiter nichts gehan-

gehandelt; denn weil sie erst um vier Uhr zusammenkamen, ward nur wiederholt, was den vorigen Tag passirt war, und die verglichnen Punkte unterschrieben.

Den neunzehnten kam man wieder zusammen hinaus, um acht Uhr, und blieben in einer Session bey einander bis Nachmittag um halb vier. Da allererst bekam ich mit großer Mühe Zeitung über die geschloßnen Punkte; und ob ich wohl bey einem und dem andern genug zu erinnern gehabt, so war doch wenig, oder nichts zu erhalten; bis ich dennoch endlich bey dem Herrn Mediator so viel bewirkte, daß bey dem eilften Punkte, extradit. instrumentorum betreffend, auch: priuatorum Ducat. Curl. mit hinzugesetzet, und bey dem neunzehnten: Subditi hoc ultimo bello das Wörtlein: & in futurum &c. angehängt werden müßen. Was de teloniis, auch in Betreff des Handels geschlossen worden, habe ich noch nicht erhalten können.

Den zwanzigsten begehrten die Herren Kommissarien von mir gründliche Information, was mein Herr für Ansprüche an die pommersche Schuldforderung habe, und wie er dazu käme? Worauf ich

ant-

antwortete: Wo die Schuld herrühre und was für Prätension der Herzog daran habe, wäre zu lang zu erzählen; zumalen ich die Dokumente nicht bey der Hand hätte und solche nebst der ganzen Kanzeley von den Schweden nach Riga gebracht wären. Es sey aber genug, daß ich mich dagegen manifestirte. Ich suche nichts andres, als das Recht meines Fürsten gültig zu erhalten: künftig lasse sich die Deduktion thun und hinlänglich beweisen. Darauf hat der Abgefertigte des Herzogs von Croy dem Herrn Mediator ein ausführliches Memorial überreichet, welches der Herr Mediator mir zustellte, mit dem Begehren, darauf schriftlich eine Antwort zu geben. Solches that ich auch alsofort; wie in den Akten die Wörtlein enthalten. Selbigen Tages vernahm ich auch, daß der piltensche Präsident Ewald von Sacken daran arbeite, durch ein königl. Reskript das Stift Pilten wiederum vom Herzogthume abzureißen. Ich gieng also zu dem königl. Sekretär Herrn Grafenberg und erkundigte mich bey ihm, ob der Präsident bey ihm gewesen, und was doch sein Gesuch sey? Der sagte mir alles, was er wolle, und was er für Gründe hätte. Ich

that ihm aber darauf gründlichen Unterricht, und bat, er möchte, als meines Herrn guter Freund, alle gefährliche Präjudikate von dem ohnedieß ruinirten Herzogthume abwenden und nichts dergleichen aus der Kanzeley ergehen lassen, was zum Abbruch Ihro Fürstlichen Gnaden Rechtens und Besitzes gereichen könnte: welches er mir festiglich zusagte.

Den einundzwanzigsten sandte der litthauische Herr Kanzler den Herrn Oborski zu mir aus der Oliva, und ließ mir sagen, daß ich dasjenige, was ich bey dem absondern Punkt erinnert und desiderirt, auch erhalten hätte; und wäre von allerseits Kommissarien und dem Herrn Mediator belobet worden. Was aber die Mitauischen Gravamina betreffe, das stünde schon unter den minder wichtigen Dingen, welche durch Kommissarien zu erörtern wären. Man könne dergleichen Privatsachen mit den öffentlichen Akten nicht einmischen.

Den zweyundzwanzigsten bekam ich die übrigen abgehandelten Punkte, und befand bey einem und andern, besonders im Betreff des Handels und der Zölle, daß hier und da was dunkel gesetzt war. Darüber gab ich meine Annotata und Desideria ein.

ein. Ich erhielt aber des morgenden Tages zur Antwort: Sie hätten es zwar in Erwägung genommen, fänden es aber von keiner Erheblichkeit, oder daß dadurch Ihro Fürstl. Durchl. etwas präjudiciren sollte. Ich remonstrirte das Gegentheil; aber es mußte also ungeändert bleiben.

Den dreyundzwanzigsten war ich beym Herrn Woiwoden, wie auch beym Herrn Kronkanzler, und bat, die Räumung von Mitau und Bauske zu befördern, damit die Häuser wieder an Ihro Fürstl. Durchl. möchten übergeben werden. Sie versprachen solches zwar, aber sie sagten dabey, was für Versicherung wegen des Moskowiters wäre, daß der die Häuser nicht wieder einnehme? Ich sagte, man sollte uns darüber rathen lassen. Sie vermeynten aber, das sey nicht genug; man müße wirklich Versicherung wissen, und zudem wäre ja auch der Herzog noch nicht im Lande. Jedennoch aber, nachdem ich eins und das andre dagegen vorbrachte, sagten sie, man würde deswegen Berathschlagung halten, dabey Sie alles, was nur möglich und thunlich wäre, zu Ihro Fürstl. Durchl. Besten befördern wollten.

Den

Den vierundzwanzigsten fuhr ich hinaus zu Ihro Majestät und wartete allda den ganzen Tag auf, bis Graf Schlippenbach kam, und Audienz, kurz und gut, hatte und ablegte.

Den fünfundzwanzigsten waren allerseits Kommissarien den Nachmittag wieder in der Oliva zusammen.

Den sechsundzwanzigsten mußte ich bey Ihro Majestät auf Dero gnädigstes Begehren nebst andern Kavalieren aufwarten, da denn Graf Königsmark von der Münde gebracht und bey Ihro Maj. zur Audienz geführt wurde. Solches währte auch kaum eine halbe Viertelstunde, so war es verrichtet, und er ward gnädig entlassen und nach der Stadt gebracht und allda einlogirt.

Den siebenundzwanzigsten mußte ich abermal bey Ihro Majestät aufwarten, in Meynung, Graf Magnus werde zur begehrten Audienz sich einstellen. Als wir aber den ganzen Tag gewartet, ließ er sich entschuldigen, daß er vor geendigter Konferenz und Traktaten nicht abkommen könne, und ließ bitten, sie bis morgen zu verschieben.

Den achtundzwanzigsten mußte ich wieder hinaus

aus kommen, und obgleich den ganzen Tag mit grossem Verlangen aufgewartet ward, blieb er doch abermals aus.

Den neunundzwanzigsten mußte ich auf Ihro Maj. Begehren mich wieder einstellen. Nachdem wir nun wieder den ganzen Tag gewartet, kam endlich Graf Magnus allein, mit etwan zehn oder zwölf Personen, die alle vor seiner Karosse hergiengen; und war die Glocke schon über neun. Ihro Majestät thaten ihm große Ehre an, als keinem der andern, giengen ihm zween bis drey Schritte entgegen und empfiengen ihn mit entblößtem Haupte. Darauf ließen sie alle hinausgehn, und gaben ihm ganz geheime und Privataudienz, die wohl zwo Stunden lang währte. Damit ward er entlassen und hinauf zur Königinn gebracht, die ihn auch mitten in der Stube empfieng, mit Diskursen über drey Stunden ihn aufhielt, und denn mit aller Ehrerbietung von sich ließ und ihm bis an die Steige das Geleit gab. Damit ward er mit vielen weissen Fackeln wieder nach seinem Quartiere begleitet, und wir alle von Ihro Majestät gnädigst dimittirt, und kamen erst um zwey und ein halb Uhr wieder in die Stadt.

Den

Den dreyßigsten fuhr ich abermal nach der Oliva, allwo um sieben Uhr die Konferenz angehen sollte. Allein wie ich hinkam, war noch Niemand da. Unterdessen stellten sich die Schwedischen bald ein, die Polen aber kamen etwan um zehn Uhr, und währte diese Konferenz bis in die Nacht, da man erst um zehn Uhr wieder von einander zog. Unter andern ward wieder des Herzogs von Croy Anforderung auf die Bahn gebracht, worauf ich meine schriftliche Intervention eingegeben.

Den ersten May kamen die Herren Kommissarien wieder in der Oliva um acht Uhr zusammen, und saßen bis zehn Uhr in die Nacht.

Den zweeten kamen Ihro Maj. in die Stadt zurück, in Meynung, daselbst uns zu speisen und dann fortzuziehen. Allein es ließen die schwedischen Herren Kommissarien sowohl, als auch die unsrigen durch den Mediator Ihro Maj. bitten und bereden, ihnen noch den Sonntag und Montag zu schenken, alsdann, ob Gott will, alles geschlossen seyn sollte: so könnten Ihro Majestät noch den Friedensschluß, als welchen sie befördert und der Christenheit wie-

derge-

dergeschenket, mitnehmen und Gott danken. Welches auch Ihro Maj. sich endlich gefallen ließen.

Desselben Tags nahmen alle Abgesandte von Ihro Majestät beyderseits Abschied, als ich auch; da denn Ihro Majestät sich gegen meine gnädigste Herrschaft aller Gnade und Güte gnädigst erboten, und dieselben allerseits, Alt und Jung, gnädigst grüßen ließen; auch gegen meine Wenigkeit aller königlichen Gnade sich gnädigst anerboten.

Den dritten kamen die Herren Kommissarien abermalen zeitig zusammen, und wiewohl sie den ganzen Tag gesessen und fleißig traktiret, so hat doch der Schluß nicht eher als um zwölf Uhr in der Nacht erfolgen wollen; da denn alsbald nach geschehenem Schluße die Herren Kommissarien allerseits mit aller Solennität und großer Procession in die Oliviſche Kirche gegangen und allda nebenst einer sehr herrlichen Musik das Herr Gott dich loben wir gesungen haben. Hierüber giengen auf hundert Stücke los, darauf wurde der Friede publicirt und die Herren Kommissarien fuhren ein jeder nach seinem Quartiere.

Den vierten kamen alle polnische Herren Kommissarien

missarien wieder herein und berichteten Ihro Königl. Maj. des Frisdensschlusses, worüber Sie herzlich froh wurden. Bald kam auch der Herr Mediator und gratulirte deswegen Ihro Königl. Maj. welches denn auch die kayserl. Abgesandten thaten. Darauf kam der Magistrat, gratulirte gleichfalls in lateinischer Sprache, nahmen ihren Abschied und küßten beyden königl. Personen die Hände. Ihnen ward durch den Großkanzler geantwortet. Damit giengen Ihro Maj. beyderseits in voller Procession in die grau München Kirche; allda das Herr Gott dich loben wir gesungen, und darauf alle Stücke auf den Wällen gelöset wurden. Vorher aber ward auf dem Thurme über dem Rathhause durch die Trompeter und Heerpauker der Friede männiglich verkündiget und durch unterschiedene musikalische Instrumente das Freudenfest begangen, darauf in allen Kirchen Gott gedanket und gelobet wurde."

Erfahrungen und Räthe des Landarztes. (Fortsetzung.)

3.

Beytrag zur Inokulation der Pocken.

Man hat zwar zu unsern Zeiten unzählig viel von der Blattereinimpfung geschrieben, und viele größtentheils glückliche Versuche gemacht; ich glaube aber, daß man nicht zu viel von den Pocken schreiben könne, weil sie die allgemeine Plage des menschlichen Geschlechts sind, die jährlich viele tausend Kinder auf diesem Erdboden hinraffen.

Noch haben wir keine allgemein sichere Heilart, die uns Bürgschaft für das Leben der Pockenkranken leistet. Die Impfung ist zwar noch das vorzüglichste Mittel, wobey wir mehrere Sicherheit, als bey den natürlichen Blattern, antreffen: es zeigt aber die Erfahrung, daß auch manche von den Kindern sterben, denen die Blattern mit der größten Vorsicht sind eingepropft worden. Vielleicht stirbt auch eine größere Zahl der Inokulirten, als bekannt gemacht wird, weil der Eigennutz der

Impf-

Impfärzte es erfodert, die Zahl der Gestorbenen unter einem andern Vorwande zu bemänteln.

Die Impfung kann kein untrügliches Mittel wider den Tod seyn, man mag nach dieser oder jener Methode das Pockengift ins Blut bringen. Auch die berühmtesten Aerzte, welche sich mit der Impfung der Blattern beschäfftigen, sagen, daß man kein gewisses Zeichen ausfindig machen könne, woraus man die wahre Beschaffenheit des Bluts beurtheilen kann. Gesundheit, Lebhaftigkeit, eine blühende Farbe des Gesichts, selbst der Anblick des Bluts sind betrügliche Anzeigen. Gesetzt, man könnte auch die trüglichen Merkmale entdecken; so fehlen uns doch die Arzeneymittel, womit man eine jede Beschaffenheit des Bluts verbessern und wider das Pockengift verwahren könne. Man wünscht, man sucht noch in der Arzeneykunst ein die Pocken allgemein dämpfendes Mittel.

Die Erfahrung tritt hier auf meine Seite. Man wird finden, wenn hundert Kinder inokulirt werden, daß viele die Pocken sehr leicht überstehen, andere in gefährliche Zufälle verfallen, einige wohl gar an den künstlichen Pocken sterben. Worinn

liegt

liegt die Ursache dieser verschiedenen Folgen, da sie doch alle gehörig sind vorbereitet und mit einerley Pockeneiter geimpft worden? In nichts anders, als in der verschiedenen unerkannten Beschaffenheit des Bluts.

Folgt hieraus nicht unwidersprechlich, daß ein Arzt, auch bey der bewährtesten Impfungsart, doch alle Vorsicht anwenden müße, und nie der besten Vorbereitung trauen könne. Ich habe unzähligemal gesehen, daß die Kinder, welche ohne alle Vorbereitung sind inokulirt worden, die Blattern sehr leicht bekommen haben; bey andern hingegen, nach vorhergegangenem langen Gebrauch der Arzeneyen, wo man die besten Pocken hätte vermuthen sollen, solche sehr häufig und gar zusammenfließend gewesen sind, und sie mit Mühe haben gerettet werden können. Dieß ist wohl ein unumstößlicher Beweis von der Unzulänglichkeit der besten Vorbereitungsmittel.

Ich will noch einen Umstand anführen, welcher das vorhergehende bekräftigen wird. Sehr viele Kinder sind mit Würmern behaftet. Welcher Arzt kann sich wohl rühmen, ein untrüglich tödtendes und austreibendes Wurmmittel zu besitzen? Ein

Wurm-

Wurmmittel kann oft unzälige Würmer abführen, aber eben dieses Mittel ist in vielen Fällen, wo wirklich Würmer vorhanden sind, ganz unkräftig. Daß viele heftige, gefährliche und wohl tödtliche Zufälle in den Blattern von Würmern entstehen können, bekennen alle Aerzte.

Sollte es nicht möglich seyn, einen noch sicherern Weg zu entdecken, wodurch das Leben der Inokulirten mehr gesichert würde. Ich werde meine Meynung hierüber eröffnen.

Wenn die Aerzte, nach geschehener Reinigung und Zubereitung des Körpers, die Blattern einimpfen, glauben sie wenigstens doch die allermeisten, alles gethan zu haben, was nützlich ist. Insgemein brauchen sie nach geschehener Impfung nichts weiter, sondern warten die Zeit ruhig ab, bis das Fieber sich einstellt. Selten kommt das Fieber am siebenden Tage, insgemein am neunten, eilften, oder bey einigen wohl gar am vierzehnten Tage. Auch denn warten sie noch so lange, bis das Fieber stark ist, und schon einige bedenkliche Zufälle sich äussern. Mir hat ein solches Verfahren allemal sonderbar geschienen. Man weiß, daß das Gift wirklich im

Blut

Blute vorhanden ist, daß es sich in der Blutmasse ausbreitet und das Blut in allen Adern entzündet. Man kennt die Unzulässigkeit aller der Vorbereitungen, und doch läßt man es unbesorgt auf das Schicksal ankommen, wie das Pockengift im Körper wirken wird. Ich weiß nicht, ob jemand so sorglos seyn würde, wenn er überzeugt wäre, daß das Gift der Pest des Fleckfiebers, oder einer andern bösartigen Krankheit wirklich im Blute vorhanden wäre, daß er nicht ohne Anstand zu den kräftigsten Mitteln, das glimmende Uebel zu dämpfen, seine Zuflucht nehmen sollte. Ist es also vernünftig, daß man die Zwischenzeit in der Inokulation bis zum Fieber unthätig vorbeygehen läßt, in ruhiger Erwartung, welche Art von Pocken erfolgen werden? Von der Inokulation an gerechnet, verfließen insgemein neun bis eilf Tage, selten aber vierzehn, ehe das Pockenfieber sich äußert. Wie vieles kann man nicht in dieser Zeit ausrichten, um das im Blute wallende Gift zu entkräften? Kann man nicht schon in diesem Zeitpunkte die Blattern unvermerkt nach der Haut leiten? Desto gelinder muß das Fieber, und desto leichter der Ausbruch seyn. Auch

bey

bey künstlichen Pocken ist der Ausbruch oft seh schwer.

Ich will hier das anführen, was die Erfahrung mich gelehret hat. Ich habe bey Kindern, die nicht bey der Amme gewesen sind, gleich nach der Einpfropfung der Blattern, säuerliche Sachen, besonders den Vitriolgeist, den ich schon beschrieben habe, täglich ein bis zweymal nehmen, und dabey den Thee von Fliederblumen trinken lassen. Gegen die Zeit des Ausbruchs sind spanische Fliegen an den Füßen gebraucht worden.

Weil blasenziehende Mittel vielen Aeltern fürchterlich sind, und doch sehr oft das Leben der Kinder damit kann gerettet werden, so will ich ihnen die Furcht zu benehmen suchen, und eine leichte Art, solche auch bey den zartesten Kindern anzuwenden, bekannt machen. Es ist überhaupt bey den Blasenmitteln nicht die geringste üble Folge zu befürchten, viel weniger einige Gefahr damit verknüpfet. Das empfindlichste für die Kinder ist, daß das Pflaster anklebt und den Kindern Schmerzen macht, wenn es abgenommen wird. Dieß kann man verhindern, wenn das Pflaster reichlich

auf Leinwand, oder semisch Leder gestrichen wird, in der Größe eines halben, oder nach dem Alter, eines ganzen Thalers. Auf dieses Pflaster legt man feines Nesseltuch, drücket solches fest auf das Pflaster, und hält es an ein Licht, daß das Pflaster etwas durchdringt. Das Pflaster ziehet alsdenn durch das Nesseltuch, und man hat dabey den wichtigen Vortheil, daß man es ohne die geringsten Schmerzen oder Empfindung, abnehmen und auflegen kann, so oft man will. Es ist auch nicht allemal nöthig, daß das Pflaster so lange liegen bleibt, bis es eine große Blase gezogen hat. Wenn die Stelle nur recht roth ist und kleine Bläschen zu sehen sind, kann man das Pflaster abnehmen; die Blasen pflegen nachher zu kommen. Noch ist ein schwerer Punkt dabey, nämlich die Heilung der entzündeten Stelle. Auch hier kann ich Rath schaffen. Ich habe seit vielen Jahren manches versucht, aber nie ein recht gutes linderndes und heilendes Mittel ausfindig machen können. Endlich ist es mir durch einen Zufall gelungen, solches zu finden. Die Zusammensetzung ist diese: Man nimmt ohngefähr Johannisöl ein Loth, Wallrath drey Quentin,

tin, frisches Bockstalg ein Quentin, schmelzet dieses zusammen in einem Löffel über dem Licht, und rührt es um, damit sich alles gut vereiniget. Diese Salbe streicht man auf Leinwand und legt sie Morgens und Abends, auch wohl dreymal, auf. Ich habe diese Salbe bey sehr vielen Vorfällen, als das vortreflichste heilende und lindernde Mittel befunden. Mein Wunsch ist, daß in einem jeden Hause diese Salbe in Bereitschaft möchte gehalten werden. Ich habe ihre ausserordentliche Wirkung auch in solchen Fällen erfahren, wo die heftigste Entzündung, und schon die Vorbothen eines Brandes sich geäußert haben. So bald diese Salbe aufgelegt worden, ist der Schmerz gleich gehoben und die Heilung in kurzer Zeit erfolgt. Man sollte nicht glauben, welche Kraft in diesem so einfachen Mittel steckt. Auch bey andern Wunden ist sie heilsam, weil sie die Schmerzen lindert, die Eiterung befördert und vielen sehr gerühmten Wundbalsamen vorzuziehen ist.

Nach dem oben angeführten Verfahren, welches vielmehr als eine Vorbauung kann angesehen werden, habe ich allemal sehr gute und leichte Blat-

tern

tern bemerkt. Wer meinem Beyspiele folgen will, wird solches gleichfalls erfahren.

Ehe ich diesen Artikel beschließe, will ich noch einige Vorfälle bey den inokulirten Pocken anführen, die auch einen erfahrnen Arzt in Verlegenheit setzen können. Ich habe bey einigen Kindern, bey dem Eintritte des Pockenfiebers, beobachtet, daß sie ganz fühllos gelegen haben, mit trüben starren Augen, wobey Hände und Füße kalt gewesen sind. Solche Kinder muß man nicht in die Kälte bringen, sondern vielmehr warm halten; um die Füße warme Umschläge legen von Milch, Kamillen und Krausemünze, einigemal hinter einander, dann die Füße abtrocknen und mit warmen Tüchern einwickeln. Auch können die Umschläge auf den Unterleib gelegt werden. Man muß damit abwechselnd so lange fortfahren, bis die natürliche Wärme wieder hergestellt ist. Auch Klystire von Milch und Kamillen sind gleichfalls zu gebrauchen. Der Ausbruch der Pocken pflegt alsdenn sehr leicht zu erfolgen.

Zuweilen geschiehet es auch, daß die Pocken sehr gut und erhaben stehen, die Kinder aber bekommen doch unverhofft Zuckungen, liegen erstarrt

mit

mit gebrochenen Augen, daß man nichts anders, als einen schnellen und unvermeidlichen Tod erwarten sollte. Alsdenn sind Würmer Ursache dieses Zufalls. Solche mit Arzeneyen anzugreifen möchte nicht rathsam seyn. Klystire von warmer gemolkener Kuhmilch sind sehr gut, auch die obigen Umschläge, besonders auf den Unterleib. Sollte man bemerken, daß die Pocken etwas zurücktreten wollten, werden spanische Fliegen auf beyde Waden gelegt.

Bey vielen Kindern stehen zwar die Pocken in der Haut, sie wollen sich aber nicht heben. Unter vielen in der Arzeneykunst bekannten Mitteln, habe ich ausser den spanischen Fliegen, folgendes am besten gefunden: Mandelöl ein Loth, Kampfer ein halb Quentin, zusammen in der Wärme aufgelöset. Man kann auch im Nothfalle gutes Baumöl statt des Mandelöls nehmen. Hiervon giebt man nach dem verschiedenen Alter vier bis zwölf Tropfen. Sie sind auch sehr gut die Pocken auszutreiben.

4.

Von einer schnellen Heilung der Lustseuche.

Dieses überall bekannte Uebel, welches viele durch eine ausschweifende Lebensart, manche aber auch ohne Verschulden sich zuziehen, ist fast in unzäligen Schriften der Aerzte beschrieben, und in der Kur mit verschiedenen Arzeneymitteln behandelt worden. Ich habe selbst seit vielen Jahren solche Elende unter meiner Aufsicht und Behandlung gehabt, aber erst vor nicht langer Zeit die leichteste und bewährteste Art, diese Krankheit zu dämpfen, gefunden. Ich habe auch beobachtet, daß die Erfahrungen der Aerzte gegründet sind, welche zeigen, daß dieses Gift zwanzig und mehrere Jahre ganz ruhig im Körper verborgen seyn könne, bis es durch eine reizende Ursache in Bewegung gesetzet wird. Ich habe bemerkt, daß manche, besonders vom weiblichen Geschlechte, im höchsten Grad angesteckt sind, und doch eine rothe Farbe im Gesichte haben, welches man nach dem bloßen Ansehen zu urtheilen, nimmer hätte vermuthen sollen. Ich führe diese Bemerkung besonders aus dieser Ursache an, damit künf-

tig

tig manche Aeltern in der Wahl der Ammen mehrere Vorsicht beobachten, und sich nicht durch ein betrügerisches Ansehen verleiten lassen. Ich bin sehr oft ein gerührter Zeuge von solchen betrübten Vorfällen gewesen, wo Kinder dieses Gift durch die Ammenmilch eingesogen haben. Billig wird man von mir verlangen, daß ich sichere und entscheidende Merkmale anzeigen soll, woran man diese Krankheit gleich im Anfange erkennen könne; ich muß aber erröthend gestehen, daß ich solche nicht kenne. Die Kennzeichen, welche sich bey dieser Krankheit im Anfange äußern, sind so unsicher, und mit den Zufällen anderer Krankheiten so sehr vermischt, und ihre Erscheinung ist so betrüglich, daß auch erfahrne Aerzte sich sehr oft in ihrem Urtheile betrogen haben. Wenn sich die Wirkung schon im Halse und an den Geburtstheilen äußert, dann ist sie ohne Arzt kennbar. So lange aber diese Krankheit in einem, oder mehreren Theilen ohne Wirksamkeit ruhig ist, oder nur in dem Blute wallt, ohne sich an einem Ort festzusetzen, ist die Entscheidung ungemein schwer. Dann zeigt sie sich bald unter der Gestalt eines öfteren Durchfalls, eines

öfteren

öfteren Flußfiebers, oder eines unschädlichscheinenden Ausschlages, der von verschiedener Art ist. Mehrmalen nimmt sie die Gestalt des Gliederreissens, oder der Gicht an, oder eines Halswehes, oder sie kommt wohl gar unter dem Schein einer auszehrenden Krankheit, besonders bey Kindern. Sehr oft verbirgt sie sich unter der Maske der Krätze, besonders einer bösartigen. Unter den Ausschlägen bin ich besonders auf die Flechten aufmerksam gewesen. Mehr als einmal habe ich die verborgene venerische Krankheit blos an den Flechten erkannt, wo keine andere Merkmale konnten entdeckt werden. Ich würde sehr übereilt schließen, wenn ich behaupten wollte, daß alle Flechten venerisch wären. Die Erfahrung würde hier laut widersprechen. Meine Meynung ist nur diese: wenn sich nämlich einige verdächtige Anzeigen äussern, oder obige Zufälle verspüret werden, und Flechten dabey vorhanden sind, solche besonders in Erwägung zu ziehen.

Wie oft muß nicht ein Arzt bey zweifelhaften Fällen, bey seiner Untersuchung in die vorigen Jahre des Lebens, zur Wärterinn, Amme und Aeltern

tern zurückgehen, ehe er den wahren Grund antreffen kann. Ein junges unverheurathetes Frauenzimmer, welches beständig gesund gewesen war, bekam eine unbedeutend scheinende Wunde am Fuß, welche heilte, wieder aufbrach und endlich gar den Knochen angriff, und von den Wundärzten auf keine Weise zur Heilung konnte gebracht werden. Endlich wurde ich um Rath gefragt, traf aber keine andere Zeichen, als Flechten, an. Diese leiteten mich auf die wahre Ursache. Es fand sich, daß ihre Amme diese verdächtige Krankheit gehabt hatte. Sie wurde nun in kurzer Zeit geheilet, da vorher viele Mittel vergebens waren gebraucht worden.

Ich will jetzt von dem zweyten Grade dieser Krankheit schreiben, worunter ich solchen verstehe, wo das venerische Gift sich schon durch Geschwüre am Körper, besonders im Halse und den Geburtstheilen äußert. Es ist bekannt, daß diese Krankheit nicht das Zahnfleisch, sondern die hintern Theile des Mundes, als den Zapfen, die Mandeln, und die neben und tiefliegenden Theile des Halses angreift. Der Skorbut allein setzet sich im Zahnfleische fest.

Die

Die venerischen Geschwüre geben sich theils durch die Theile zu erkennen, wo sie sich befinden, als am Halse und an den Geburtstheilen; man kann sie aber auch an dem Ansehen erkennen, wenn sie auch an andern Theilen befindlich sind. Sie sehen weiß und speckartig aus, besonders im Halse. An andern Theilen haben sie eben diese Beschaffenheit und einen etwas erhabenen Rand. Besonders verrathen sie sich dadurch, daß der Geplagte in der Nacht, so bald er warm wird, weit mehrere Schmerzen, als bey Tage, verspüret.

Die Aerzte rathen in ihren Schriften besonders die Dekokte an. Ich muß aber gestehen, daß ich sehr wenige Wirkung davon beobachtet habe. Nur denn sind sie heilsam, wenn viel Franzosenholz darunter vorhanden ist. Man kann sich aber auch nur in leichten Fällen einige Hülfe davon versprechen, niemals aber in schweren und eingewurzelten Fällen. Die große Menge, die man überdem täglich trinken muß, schwächet auch den stärksten Magen.

Das einzige wahre Mittel bleibt allemal das Queckſilber, besonders aber die Zubereitung, welche

che man Merkurium sublimatum nennet. Diesen habe ich nach meinen Erfahrungen als das einzige kräftige Mittel wider das venerische Uebel gefunden. Er ist aber ungemein scharf und muß mit Vorsicht gebraucht werden. Eben diese Schärfe ist auch die Ursache, daß er innerlich nur in sehr geringer Dose zu einem viertel bis einem Gran kann gegeben werden, da er alsdenn doch noch Uebelkeiten und Brechen zu erregen pflegt. Doch kann man ihn in den bekannten Hofmannischen Pillen in größerer Dose geben. Sie werden folgendergestalt verfertiget:

Nehmt ein halbes Quentin Sublimat, gießet Wasser darauf, reibet es in einem Mörser, bis alles aufgelöset ist; nehmet fünf Quentin Semmelkrume, gießet das Wasser darauf, knetet es durcheinander, bis es wie ein Teig wird. Machet daraus dreyhundert Pillen, jede ohngefähr ein Gran oder Gersten- oder Pfefferkorn schwer. Von diesen nimmt man des Morgens frühe, des Nachmittags und gegen die Nacht drey bis vier Stück mit Thee oder Kaffe, mit, auch ohne Milch. Gemeine Leuten läßt man Haberfuppe, oder Gerstenschleim nachtrinken,

trinken, unter Beobachtung einer gehörigen Diät. Macht diese Dose keine Uebelkeiten, so kann man nach und nach mehrere nehmen.

Man kann auch ein halb Quentin Sublimat mit hundertundzwanzig Eßlöffel voll Franzwein oder Franzbranntwein auflösen, und davon Morgens einen Eßlöffel voll, auch des Abends, nehmen, auch des Abends bis zwey Eßlöffel versuchen, und mehr, wenn man es vertragen kann. Die Uebelkeiten vergehen, wenn man Milch oder schleimige Suppen nachtrinkt.

Ich habe diese Mittel angeführet, weil man manchem Armen und Nothleidenden damit Linderung geben und sein Uebel erleichtern kann. Auch mancher, der aus Furcht der Schande diese Krankheit zu offenbaren Bedenken trägt, kann in diesem Falle sein Arzt seyn.

Ich muß aber auch gestehen, daß ich bey dem innerlichen Gebrauche des Sublimats nicht die gewisse und schnelle Hülfe, als bey dem äußerlichen Gebrauche desselben beobachtet habe. Hier ist die Heilung in einigen Tagen geschehen. Ich werde

die

die Art anführen, wie ich das Sublimat gebraucht habe.

Sind die venerischen Geschwüre sehr tief, alt und stinkend, so habe ich bey gemeinen Leuten vier Loth recht starken Spiritus, der Pulver zündet, und ein bis zwey Quentin Sublimat genommen, etwas von dem Spiritus aufgegossen, solches zusammen gerieben, bis alles aufgelöset worden, und in die Wärme gesetzet, weil der Spiritus das Sublimat schwer auflöset. Man macht einen Pinsel von Leinwandsfäden, oder ausgezupfter Leinwand, tunket ihn in Sublimatspiritus und bestreicht damit die Geschwüre. Der Schmerz und das Brennen ist erschrecklich, es vergehet aber bald. Gleich darauf bemerket man, daß die Geschwüre weiß werden. Ich kann aber versichern, daß alle Geschwüre, sie mögen noch so fürchterlich seyn, in zwey, höchstens drey Tagen völlig geheilet sind, wenn man dieses Mittel täglich ein bis zwey mal gebrauchen will.

Wem der Schmerz gar zu fürchterlich ist, der darf nur warmes Wasser bey der Hand haben, oder warme Milch und damit die Geschwüre benetzen,

wenn

wenn sie mit dem Sublimat sind bestrichen worden. Besser aber ist es, wenn man den Schmerz standhaft erträgt, desto schneller erfolgt die Heilung.

Das warme Wasser zeigt auch hiebey seine große heilende Kraft, indem es nicht allein den Schmerz vermindert, sondern auch die Reinigung der Geschwüre befördern hilft. Durch dieses Mittel sind einige hundert Menschen, die in den elendesten Umständen waren, in einigen Tagen geheilet worden.

Es ist aber nicht nothwendig, den Sublimatspiritus allemal so stark zu machen, sondern man kann auch nur ein halb Quentin Sublimat auf vier Loth starken Spiritus nehmen. Nur dieses ist das unbequemste dabey, daß der Spiritus das Sublimat zwar in der Wärme auflöset, aber so bald er kalt wird, setzet sich das Sublimat an die Seiten des Glases, oder fällt zu Boden. Will man dieses vermeiden, muß man die Auflösung beständig in der Wärme halten. Ich habe also in den folgenden Zeiten das Sublimat allein mit Wasser aufgelöset, und wenn die Mischung recht stark seyn soll, auf ein Loth Wasser ein Quentin Sublimat genommen.

men. Auch lasse ich es innerlich auf diese Weise nehmen, nämlich auf eine ordinäre Bouteille Wasser ein halbes Quentin Sublimat, davon man für gemeine Leute ein Spitzglas voll Morgens und Abends giebt. Ich pflege aber ein Loth von dem Extrakt von Erdrauch in diesem Wasser einfliessen lassen. Wer dieses nicht hat, kann Süßholzwurzel kochen, daß es stark süß wird, und davon ein Spitzglas geben.

Nach allen Bemerkungen, die ich bey einigen hundert Kranken seit vielen Jahren gemacht habe, muß ich doch gestehen, wie ich schon gesagt habe, daß ich von dem innerlichen Gebrauche des Sublimats keine große Hülfe gesehen habe. Bey leichten Zufällen thut er etwas, aber nicht wo die venerische Krankheit sehr überhand genommen hat. Um so viel mehr wundert es mich, daß die auswärtigen Aerzte den innerlichen Gebrauch dieses Mittels mit den größten Lobsprüchen erheben, und behaupten, so viele Tausende damit völlig geheilet zu haben. Ich muß aber auch dieses melden, daß alle Kranke, die mit dem Sublimat sind geheilet worden, gar keine Diät beobachtet haben.

Desto

Desto sicherer aber ist der äußerliche Gebrauch und schlägt niemals fehl. Besonders ist die Wirkung in den Halsgeschwüren ganz untrüglich, wenn man solche damit pinselt. Es fallen ganze Stücke von dem verfaulten und angefressenen Fleisch heraus, und in kurzer Zeit ist der Hals ganz gesund. Sind die Geschwüre nicht tief, so ist es zum äußerlichen Gebrauche hinlänglich, auf eine gewöhnliche Bouteille Wasser, oder Kalkwasser, ein Quentin, oder auch nur ein halb Quentin von dem Sublimat zu nehmen.

Ich verlange nicht den Ruhm der Erfindung dieser Arzeney. Das Sublimat ist längst in der Heilung der Venusseuche bekannt gewesen. Man ist aber zu furchtsam damit umgegangen; es hat also auch niemals die gehörige Wirkung beweisen können. Und so giebt es viele Arzeneyen, die weit kräftiger seyn würden, wenn sie in stärkeren Dosen gebraucht würden. Es ist bekannt, daß man von den Essenzen gewöhnlich nur sechzig bis achtzig Tropfen zu geben pflegt. Mir ist es mehr als einmal wiederfahren, daß ich sechzig Tropfen verordnet habe, und der Kranke hat ein ganzes Glas

von einem Loth und mehr eingenommen und ist schnell gesund worden, welches vielleicht nicht würde geschehen seyn, wenn er nur achtzig genommen hätte. Die Aerzte rathen von dem bekannten Terpentinöl nur zwanzig Tropfen zu nehmen; der hiesige Bauer nimmt wenigstens einen ganzen Eßlöffel voll. Diese Portion verursacht ihm eine Art von Rausch. Er schlummert in diesem ein, erwacht unter einem heftigen Schweiß, und verliert seine gichtische Schmerzen, oder sein Fieber, so daß ich mich selbst darüber gewundert habe. Wie viele nach den Regeln der Arzeneywissenschaft gegründete Besorgnisse würde man nicht bey solchen Vorfällen haben, die aber die Erfahrung nicht bestätiget. Wie vieles kommt hiebey nicht auf die Lebensart und Gewohnheiten an. Bey dem hiesigen Bauer kann man sicher hitzige Sachen, auch in solchen Fällen geben, wo es andern schädlich seyn würde. Schon an der Brust seiner Mutter wird ihm als Kind der Brandtwein eingeflößet. Mancher Arzt würde erstaunen, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, die hiesige Art den gemeinen Mann zu heilen anzuführen.

Viele werden bey der angeführten Art, die venerische Krankheit zu heilen, den Einwurf machen, daß solche nicht gründlich seyn könne, weil sie blos äusserlich geschiehet. Ich würde nach den theoretischen Grundsätzen selbst so schließen; allein unter vielen hunderten, denen auf solche Art ist geholfen worden, befinden sich die allermeisten seit einigen Jahren ganz gesund. Ueberdem zweifle ich fast, daß es möglich sey, dieses Gift völlig aus dem Blut auszurotten. Man kann es zwar so schwächen, daß man keine äußere oder innere Spuren bemerken kann. Dieß beweiset aber nicht, daß es nicht mehr im Blut vorhanden seyn sollte. Es spielt, wie ich schon vorher gedacht habe, sehr mannigfaltige Rollen, die auch der scharfsichtige Arzt nicht allemal entwicklen kann.

Noch muß ich einen Versuch mit dem Sublimat anzeigen. Weil er wegen seiner Heftigkeit nur in geringer Dose kann gegeben werden, bin ich auf den Einfall gekommen, ihn äusserlich einreiben zu lassen. Ich habe auf solche Art einige Loth von dem Sublimat in den Körper gebracht, ohne daß der Kranke dabey die geringste unange-

nehme

nehme Empfindung verspüret hätte. Es hat mir aber an Gelegenheit gefehlet, solche Kranken hinlänglich zu beobachten, ich kann es also nicht zuversichtlich sagen, ob sie völlig sind geheilet worden. Denn nach der angeführten Heilart blieben die Kranken nur einige Tage in dem Krankenhause, so bald sie etwas besser waren, giengen sie wieder nach Hause. Ich halte aber dieses Verfahren für das zuverläßigste, und es verdienet noch weitere Untersuchung.

Ueber Selbstentzündungen.

Aus öffentlichen Nachrichten wurde im Jahr 1780 bekannt, daß in dem Magazine des Hafens von Petersburg ein Feuer ausgebrochen sey, an dessen Entstehen kein Mensch eine Schuld hatte. Bey näherer Untersuchung fand es sich, daß eine Mischung von Kienruß und Oel, welche zum Schiffsgebrauche abgelegt war, die Entzündung erlitten hatte. Dieß gab Gelegenheit, allerley Versuche mit dergleichen Mischungen anzustellen, da es sich denn fand, daß gleiche Theile Kienruß und gepreßte Oele in Leinewand gewickelt die Selbstentzündung erlitten, wenn nur die Menge einige Pfunde beträgt, und der Bündel an einem Orte liegt, dessen Luft ruhig ist. Die meisten Nachrichten über diese verschiedentlich angestellte Versuche hat Herr Pallas in dem dritten Bande seiner nordischen Beyträge gegeben.

Neuerlich hat Herr Akademikus Georgi in Petersburg diese Versuche theils wiederholt, theils fortgesetzt, und in den Akten der Petersburger Akademie ausführlich beschrieben. Die Nachricht, welche

che er dem Herrn D. Bloch in Berlin mitgetheilt hat, lege ich auch hier, ihrer besonderen Wichtigkeit und des Einflusses auf öffentliche Sicherheit und Verhütung sogenannter zufälliger Feuerschäden wegen, unserm Publikum vor.

Herr Georgi begoß nämlich einige dreyßig Pfunde Hanf mit einer Mischung aus sechs Pfund Hanföl und einem Pfunde Talg, ließ diesen fettigen Hanf in einem Ofen, — denn der damalige Sommer war äußerst naß und kühl — in der Wärme von achtzig Graden des Delisleschen Wärmemessers wohl durchwärmen, und schnürte ihn dann fest in eine Bastmatte. Vier Stunden nachher entzündete sich der Hanf. Vorher ward der Bündel allmälig warm, und fieng dann an zu rauchen. Diesen Versuch hat Herr Georgi auch mit wenigerm Fette und in einem nicht so warmen Ofen mit eben dem Erfolge einigemal wiederholt. Er schritt darauf zu andern Versuchen. Zuerst machte er mit Wolle, die in den Fabriken viel mit Fette behandelt wird, den Versuch, und begoß zwanzig Pfund Wolle, mit einer Mischung aus zwey Pfund Hanföl und einem Pfunde Talg, erwärmte sie, so wie er es

mit

mit dem Hanf gemacht hatte, band sie darauf recht fest in Leinewand und legte den Bündel ins Laboratorium. Der Bündel kühlte sich anfänglich ab, ward aber wieder warm, fieng an zu rauchen und entzündete sich nach einigen Stunden. Eben dieses wiederfuhr auch Kuhhaaren, als sie mit Fett begossen, erwärmt und in einen Beutel von Bastmatte gestopft wurden.

Weil die Schlächter und andere Handwerker ihre mit Fett besudelten Pelze und Lakenröcke oft auf heiße Oefen legen, so versuchte er, ob wohl auch dadurch Feuer entstehen könne. Er begoß also zwey alte Lakenröcke mit einer Mischung aus zwey Pfund Hanföl und einem Pfunde Talg, ließ sie im Ofen warm werden, wickelte sie so warm zusammen, und umband sie mit Bindfaden. Dieser Bündel, der im Laboratorium bald alle, ohnehin geringe Wärme, verlor, bekam nach einigen Stunden warme Stellen, die zu rauchen und zu riechen anfiengen. Nach zwölf Stunden hatte sich im Beutel Feuer erzeugt, welches ihn langsam verkohlte, wobey die Reihe an die Oberfläche zuletzt kam.

kam, die zur Hülse oder Schaale ward, aber auch endlich verbrannte.

Die Entdeckung des Herrn Röde in Bauzen, daß sich braun geröstete Kleye, heiß in Leinewand gebunden, von selbst entzünde, welche in dem Taschenbuche für Scheidekünstler auf d. J. 1782 bekannt gemacht worden, hat auch Herr Georgi versucht und nicht nur völlig wahr befunden, sondern auch ähnliche Proben mit Mehl, Grütze, Erbsen, Bohnen, Kaffe, Kräuterpolstern, Sägespänen u. a. m. angestellt, und die allermeisten mit ganz ähnlichem Erfolge. Reis und Kaffeebohnen entzündeten sich nur, wenn sie zu grobem Pulver gestoßen und dann geröstet waren, und glommen nun so lange, bis sie in Asche verwandelt waren. Geröstete Grütze, die heiß in einen nachläßig verdeckten Topf geschüttet war, entzündete sich nach vielen Stunden ebenfalls, brannte aber viel langsamer, als die eingebundene Grütze.

Aus diesen, und denselben noch leicht zu machenden ähnlichen Versuchen, erhellet offenbar, daß es eine allgemeine Eigenschaft der Vegetabilien sey — und wer weiß das nicht unter uns von dem feucht

einge-

eingeführten und zusammengepakten Heue, — daß sie sich in kleine Körner zertheilt, zu einer gewissen Brandigkeit geröstet und in stiller Luft heiß aufeinandergelegt, von selbst entzünden. Hieraus mache man den Schluß, wie viele Feuersbrünste in der Welt schon durch Selbstentzündungen mögen entstanden seyn, und was für Vorsicht nothwendig sey, dergleichen in Zukunft zu verhüten.

Eine Bemerkung von den Ameisen.

Die Ameise ist von den ältesten Zeiten her als ein arbeitsames und sehr geschäftiges Thier beschrieben und so gar den Trägen als ein Muster vorgestellt worden. Ihre unermüdete Arbeitsamkeit ist gewiß bewundernswürdig. Sie schleppen unaufhörlich unzälige Bedürfnisse in ihren Haufen. Man sollte hieraus schließen, daß sie einen sehr großen Vorrath von Lebensmitteln zum Unterhalt im Winter zusammenbringen müßen. Diese Muthmaßung bewog mich im Herbste, da keine Ameise mehr im Haufen anzutreffen war, auf eine vorsichtige Weise graben zu lassen, ihre Vorrathskammern zu entdecken. Der Haufe wurde behutsam weggeräumet. Man grub über zwey Fuß tief in die Erde. Hier fand man die Ameisen gleichsam in einem Schlummer liegen. Sie wurden aber durch das Graben lebendig. Endlich kam man auf eine Schicht Erde, welche thonigt war. Hier sahe man unzälige Vertiefungen, oder gleichsam Wege in den Thon gegraben. Die Erde, welche in diesen Vertiefungen lag, war ganz fein und gleichsam aufgelöset, aber

aber bey einer genaueren Untersuchung wahrer Thon. Allem Vermuthen nach muß ihnen dieser Thon zu einer Nahrung dienen. Als man noch tiefer grub, sahe man weiter nichts als festen Thon. Das merkwürdigste aber war, daß man in der Tiefe eine besondere Art sehr großer hellbrauner und fast glänzender Ameisen antraf, die ich sonst niemals unter den gewöhnlichen Ameisen entdeckt habe. Sollte es mir nicht erlaubt seyn, aus diesen Versuchen die Folge zu ziehen, daß die Waldameisen keinen Vorrath sammlen, daß sie den Winter in einer Erstarrung liegen, ohne Lebensmittel solchen zubringen, oder daß der Thon im Nothfall ihre einzige Nahrung sey. Was sind aber die großen Ameisen, deren ich viele angetroffen habe, sind es Befehlshaber unter ihnen, oder, wie die Drohnen bey den Bienen? Daß sie eben sowohl als die Bienen einen König oder Königinn haben, ist höchstwahrscheinlich. So wenig kennen wir noch die Natur der bekanntesten Thiere.

Vermischte Aufsätze.

1.

Vom Genie.

Genie, oder, wie einige es teutsch übersetzen, Urkraft, nennt man gemeiniglich die Kraft, nie erkannte, neue, große Wahrheiten, zu erfinden; schwer zu durchdringende Entwickelungen der Ideen, nützliche weit umfassende Plane aus sich selbst, und von selbst und mit Leichtigkeit hervorzubringen, und gleichsam zu schaffen. Johann Jakob Rousseau sagt: "forsche nicht, junger Künstler, was Genie ist; wenn du eins besitzest, wird es sich dir von selbst offenbaren, und wenn du die Wirkung desselben nicht empfindest, kannst du noch fragen, was Genie ist?" Niemand hat noch das Genie hinlänglich definiren können, weil es überhaupt schwer, wenn nicht gar unmöglich ist, die Eigenschaften der Seele genau zu erklären und deutlich zu bestimmen. Dieß ist vielleicht eine der Hauptursachen, warum man zuerst von einem Menschen sagte, an dem man ungewöhnliche Geistesvorzüge bemerkte, er habe einen Geist oder Genius; einen Schutzgott, der ihm in gewissen

gewissen günstigen Augenblicken begeistere. Daher, scheint es uns auch, ist der Unterschied zwischen Genie haben, und Genie seyn, entstanden. Einen Genius haben, sagte man von einem Menschen, der nicht gemeine Fähigkeiten besaß; aber selbst ein solcher Fähigkeit mittheilender Genius in menschlicher Gestalt zu seyn, schrieb man nur dem zu, der im höchsten Grade schaffende Geisterfähigkeiten besaß.

Vom Sokrates behauptete man ausdrücklich, er habe einen Geist gehabt. Man machte es hier, wie oft in andern Fällen; man ersparte sich auf diese Weise die Mühe der Erklärung einer Erscheinung, von welcher man keinen Grund anzugeben wußte: es ist dem Menschen natürlich (möchten wir sagen) Wirkungen ihm unbekannter Ursachen dem Zufall, oder der Einwirkung höherer unsichtbarer Mächte zuzuschreiben. Die Ungleichheiten der Stimmung der Gemüthslage eines Mannes von Genie, die plötzlichen Revolutionen, die sich nur von Zeit zu Zeit in seiner Seele zutragen, die schnellen Begeisterungen, rechtfertigen in der That die alte Sage einigermaßen. Man hat das Genie auch oft mit einem Volkan verglichen, und dieß scheint mir,

ein treffendes Bild zu seyn. Auf eine scheinbare Ruhe erfolgt in einer mit Genie begabten Seele, oft ohne anscheinende Veranlassung, eine starke und gleichsam unfreywillige Bewegung, die Flamme erhöheter Leidenschaften bricht hervor, ihre Donner erschüttern die Blitze der Einbildungskraft leichter, und die Feuerwirbel der Ideen strömen hinreißende Gedanken, von Gedanken gedrängt, unaufhaltsam herab.

Wenn wir zur Quelle dieser Phänomenen, oder den Eigenschaften der Seele zurückkehren, aus welchen sie entspringen, so finden wir, daß wahrscheinlich ein gewisser hoher Schwung der Einbildungskraft, mit einem scharfsinnigen und durchdringenden Verstande vergesellschaftet, eigentlich die beyden Grundkräfte desselben sind.

Ein Genie, in welchem die Einbildungskraft die größere Rolle spielt, ist zu Erfindungen und den Künsten; dasjenige, welches dem Verstande am meisten verdankt, zu den tiefsinnigen Wissenschaften mehr aufgelegt. Verstand und Einbildungskraft zu hohen Graden im völligen Gleichgewicht aber schaffen, wie es scheint, diejenige Art von Witz,

die

die einzig und allein diesen Namen verdient, und die Stelle jeder andern Art von Genie vertreten kann. Auch könnte die Einbildungskraft für sich allein ein Genie hervorbringen; obgleich ein Genie ohne Geschmack und Ordnung: Verstand aber ohne Einbildungskraft, und wäre es der Verstand eines Newton, wird schwerlich den Namen Genie erhalten können.

Das Genie wirkt nicht auf gleiche Weise bey allen Völkern. Diejenigen Nationen, welche durch einen uns unbekannten Einfluß der Luft oder anderer Zufälligkeiten, heftigern Leidenschaften unterworfen sind, haben gewöhnlich mehr Einbildungskraft, als Kräfte des Verstandes; die anderen, bey deren Nationalgeisteskraft entgegengesetzte Ursachen zum Grunde liegen, sind mehr zu mühsamen Untersuchungen und systematischen Arbeiten geschickt. Die Teutschen zeichnen sich, wie bekannt, vorzüglich in diesem Fach aus; die Holländer, die Dänen ꝛc. könnten auch hieher gerechnet werden. Daraus ist aber kein Schluß zu machen, daß die nördlichen Nationen überhaupt mehr Verstand und Tiefsin, und weniger Gaben der Einbildungskraft hätten;

ten; sie können sich auch im entgegengesetzten Falle befinden. So haben z. B. die Isländer, der gemeinen Sage nach, (welches auch ihre ursprüngliche Religion beweist) sehr viel Einbildungskraft, obgleich sie, aus Mangel der Kultur, äußerst roh und wild erscheint.

Wenn es hier erlaubt wäre, das eigenthümliche Genie des Kurländers neben dem Genie anderer Nationen aufzustellen; so denke ich, müßte man sagen, daß auch hier die Einbildungskraft das Uebergewicht hat; und daß auch derjenige Theil der Nationen (von welchen eigentlich zu reden unsre Absicht ist) dessen große Anzahl erst seit wenigen Jahrhunderten sich hieher verpflanzt hat; daß auch dieser sich, in diesem Stücke, sehr bestimmt von dem Nationalteutschen unterscheidet. Alle Kurländer, die sich bis itzt in dem Felde der Wissenschaften versucht und nicht einen eigenen Weg gewählt haben, der mit ihrem Charakter übereinstimmte, sind gescheitert, oder haben Werke geliefert, von geringem Belang. Es ist denselben, wie ich mir schmeichle, Genie nicht abzusprechen; fast alle Schriftsteller der einheimischen Geschichte (worunter sich unpartheyi-

sche

sche Ausländer befinden) haben auch der geringsten Klasse da Nation Nationalfähigkeiten und eine lebhafte Einbildungskraft zugestanden. Aber so lange die Kurländer genöthigt waren, ihre Kenntnisse in der Fremde zu sammlen, gossen sie auch ihre Werke in eine Form, die ihrem Nationalgeiste nicht angemessen und vortheilhaft war: es ist Zeit, daß sie sich selbst fühlen lernen; und wenn sie gleich Anfangs auf diesem Wege langsam fortgehen werden, so können sie dennoch auf demselben desto gewisser zum Ziele gelangen.

Die Neigung zu Kenntnissen, die Liebe zu den Gegenständen des Witzes, die Liebe zu den Werken der schönen Künste, sind seit langer Zeit eine Eigenschaft des besten Theils der Nation gewesen, wenn gleich die Lage der Nebenumstände die Entwickelung derselben zu befördern und sie allgemeiner zu machen hinderte. Möchte doch die günstige Epoche nahe seyn, in welchem das Genie der Nation auf billigen Ruhm einigen ausgebreiteten Ausspruch machen dürfte!

2.

Die Freundschaft.

Virtutum amicitia adjutrix a natura data est, non vitiorum comes. Cic.

Die Freundschaft ist ein Mittheilen und Empfangen wechselseitiger Neigungen; eine unerkannte Sympathie der Herzen, die zum Theil aus ähnlichen Charakterzügen des Temperaments entspringt, oft besserer Natur und edlern Ursprungs ist. Innige Vereinigung zweyer Seelen, die der Verstand nur dauerhaft gründet, nur die Tugend unauflöslich mit goldnen Banden umschlingt, ist sie von jeher und ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, ohne deswegen weniger selten zu seyn.

Die Tugend kennen, schätzen, bewundern und sie dennoch fliehn, ist unter den Menschen gewöhnlich.

Mit Entzücken nennt ihren Namen jeder Mund, jedes Herz scheint ihr willkommen entgegen zu klopfen; doch ist sie der Menge unbekannt, welche ihr Töne ohne Bedeutung, Namen ohne Begriffe zusammlet; selbstbetrogen nur ihren Schatten greift, und das ächte Gehalt der Freundschaft verkennt.

Sie würde die Erde zum Paradiese und den Menschen zum Engel machen, wenn die Glückseligkeit mit der Schwachheit, und Vollkommenheit mit der Endlichkeit und Unordnung bestehn könnte. Alter und Stand, Reichthum und Armuth, Würde und Niedrigkeit; alles macht sie gleich, alles vereinigt sie: alles würde sie zum gemeinschaftlichen Wohlseyn erhalten. Aber der Neid hat das Licht ihrer wohlthätigen Fackel erstickt, der Stolz sie entfernt, die Habsucht ihr Fesseln angelegt, das Mistrauen hat ihren Hauch vergiftet, und die Verläumdung peitscht sie noch täglich mit zischenden Nattern.

Kein Wunder, daß sie nur die zum Genuß ihrer beglückenden Gaben einweiht, die sie mit Ernst suchen, deren Herz rein ist, so viel es ein menschliches Herz seyn kann, die ihre Hand nicht ausstrekken nach dem, was nicht ihr ist, die mit den Gedanken der Seele nicht das Bekenntniß der Lippen entheiligen, die nach vergänglicher Hoheit und sterblichem Gute nicht geizen, und deren Bestreben nach Uebel fremd ist.

Darf wohl ein Bösewicht erwarten, einen treuen

Freund

Freund zu gewinnen, und ein Thor trachten, sich ihm zu verbinden?

Eine gefällige Miene nimmt ein, Talente und Naturgaben stehlen das Herz gleichgestimmte Neigungen vereinigen; aber nicht auf ewig. Nur das wahre Verdienst erweckt wechselseitige Hochachtung, nur eine gegründete Hochachtung verewigt die Freundschaft, und hängt Seele an Seele. Nur dann ist Vergnügen und Schmerz beyden nur Ein Vergnügen und nur Ein Leid; nur dann wechseln mit Wollust sich Dienstleistungen gegen Dienstleistungen aus, welche die Freundschaft stärken und nähren; nur alsdann wirken Gesinnungen auf Gesinnungen mit unwiderstehlicher Macht, Tugend auf Tugend, und das gemeinschaftliche Sensorium beyder erweitert sich mit zweyfacher Kraft, alle Kenntniß wächst, alle Vollkommenheit reift, und wenn man annehmen könnte, mit Gewißheit, daß irgend ein Bewußtseyn des Gegenwärtigen bis in die Zukunft der Ewigkeit fortgesetzt würde; so möchte ich sagen, daß ohnstreitig dieses schöne Band der Tod nur deswegen zerreißt, um es jenseit des Grabes reizender anzuknüpfen. Aber die Gaben, die nur die Ober-

fläche

fläche des Menschen verschönern, oder die er dem Glücke dankt, werden umsonst nach dem lüsten, was die Tugend von selbst ihrem Lieblinge gewährt. Der Zepter der Schönheit ist furchtbar, ihr Reich ist ein weites Gebiet, und so gewiß sie zu siegen gewohnt ist, so ist sie doch niemals ihrer Ueberwundnen versichert. Sie blendet, bezaubert, aber die Binde fällt und unbemerkt entwischt ihr Beschwörner. Die List bestrickt, aber die Erfahrung zertrennt ihre Netze. Die Nothwendigkeit vereinigt nicht selten das Laster, aber bald kehrt sie von Eigennutz entflammt das Schwert des ungeweihten Bundes gegen ihn selbst und zerstückt ihn.

So ist die Dauer der Freundschaft nie bleibender, als unter dem Schutze der Tugend, nie stärker, als wenn die Weisheit ihre Fesseln verkettet hat.

Junge gefühlvolle Seelen beydes Geschlechts; neue Herzen, allen sanften Empfindungen offen, überlassen sich nicht selten ungeprüft der ersten Regung, die oft eine kleine Gefälligkeit, ein gewisser günstiger Augenblick, ein artiges Nichts, oder wohl gar ein glücklich gewähltes Kleid geweckt hat. Sie fühlen

len in ihrem zarten Eingeweide einen Zug, sich mitzutheilen, einen Trieb, ihre Gefühle in den Busen eines Freundes auszugießen, sie folgen ihm unbedingt und ohne Wahl, und verbinden sich fest dem ersten Gegenstande, den hiezu der Zufall begünstigt. Aber die heiße Verbindung reißt schnell und leicht, wie die Kunst, die ihren Knoten verwebte. Und dann treffen tausend Verwünschungen die Treulosigkeit des menschlichen Geschlechts, bange Kämpfe toben in der ungewissen Brust, leicht gebrochne Schwüre entfallen den strafenden Lippen, und Vorbothen eines rückhaltenden Mistrauens stürzen mit siedenden Thränen vom Auge herab. Man schilt das Schicksal, statt seine Thorheit zu schelten. Oft aber auch zerbricht die Pfeiler des edelsten Bundes Argliſt und Eifersucht: beyde lauren im Hinterhalte, wenn sich Verdienst mit Verdiensten vereinigt. Die Zunft der Läſterer, die Schule der Schmeichler, der Paraſiten, und der dienſtfertigen Schwätzerinnen verächtliches Gefolge hat mehr als einmal Freundſchaft in Haß, und Liebe in Zwietracht verkehrt, weiche Herzen mit Erz umſchloſſen, Galle in die mildeſte Miſchung der Säfte gegoſſen und ſüßen Frieden geſtört.

Welch ein niedriges verabscheuungswerthes Gewerbe, nur von feilen Zungen getrieben, von leeren, müßigen Köpfen ersonnen, ist nicht der Spott und die Verläumdung: selbst auch die bloße Zungenträgerey. Ein sichres Kennzeichen der Nichtswürdigkeit ist, gesagte Dinge, die die Eigenliebe anderer kränken, zu hinterbringen, wenn jener Wohl nicht davon abhängt. Aber welchen Namen soll man dem geben, der sie aus Neid oder Rachsucht zu erdichten fähig ist: seine Hände triefen nicht selten von Blut, sein Mund athmet Gift, Unmuth, Ueberdruß, Schmerz sind sein sichres Gefolge. Einem einigen Wort kann durch den Nachdruck, den man ihm giebt, durch den veränderten Ton ein falscher Sinn leichtlich ertheilt werden, die Laune, die Unbedachtsamkeit, ein verdrießlicher übereilter Gedanke können durch die Vermittelung eines Schwazhaften selbst die heiligsten Bande des Blutes zerreißen, die wenigstens billig durch die Triebe der Natur unauflöslich gesichert seyn sollten, da alle übrige Zuneigung, alle Vertraulichkeit unter den Menschen ohnehin den Nachstellungen der Arglist ausgesetzt sind.

Drey-

Dreymal glücklich ist die starke Seele, die über diese Art von Versuchung hinweg ist, und die einmal erkannten Verdienste des Freundes auch denn liebt, wenn ihn die Verläumdung oder die Schwachheit in nicht vortheilhaftem Lichte darstellt; und die der Natur und der Pflicht auch denn getreu bleibt, wenn eine scheinbare Kälte ihren Verwandten entfernet.

Man sollte den Müßiggang ernsthaft bestrafen, dem Müßiggänger nützliche Beschäfftigungen durch Kraft der Gesetze in die Hand geben, und bald würden die Kotterien der üblen Nachrede verschwinden, die nichtsbedeutenden Kindereyen der wichtigkeitsvollen geheimen Anekdoten und Nachrichten vergehn, und bald die Ruhe und das Vertrauen der Familien, die Glückseligkeit einzelner Glieder, und Freundschaft und Eintracht wieder hergestellt seyn.

Die griechische Geschichte hat zwey Beyspiele der aufrichtigsten Freundschaft aufzuzeigen, welche ihrer äußersten Seltenheit wegen berühmt sind. Oreſtes und Pylades, Damon und Pythias, sind die ruhmvollen Namen jener tugendhaften

haften Männer, die Jahrhunderte hindurch als Muster aufgestellt sind, und dennoch vielleicht ihren Ursprung nur der Fabel verdanken. Ich will hier im kurzen Auszuge ihre Geschichte erzählen. "Orest, ein Sohn des Königes Agamemnon, hatte den Verstand verloren; ein Ausspruch des Orakels sagte, er könne ihn wieder erhalten, wenn er nach dem Chersones gienge, daselbst aus einem Tempel der Diana die Statue dieser Gottheit zu entwenden. Wem konnte sich Orest zu dieser Reise sichrer vertrauen, als seinem geliebten Pylades; er gieng mit ihm dahin, entwandte die Göttinn, aber beyde wurden auf der That unversehens ergriffen und einer von ihnen sollte den Unsterblichen geopfert werden, ihren Zorn zu versöhnen. Das Loos traf den Orest, und Pylades gab sich als Orest an; Orest entdeckte diesen heroischen Betrug, und die Richter der Verschuldeten standen ungewiß an, wen sie bestrafen sollten, als eben Thoas, der König des Landes, den Orest den Händen einer Priesterinn der Diana, der Iphigenie, zu überliefern beschloß, die ihn augenblicklich für den wahren Orest, ihren Bruder, erkannte: sie entwandte darauf heimlich selbst

die

die Statüe, und flüchtete mit ihrem Bruder nach Athen, wo Oreſt ſeinen Verſtand wieder fand.

Pythias und Damon liebten einander mit der zärtlichſten Freundſchaft. Pythias zog ſich die Ungnade des Tyrannen Denis zu, und ſollte ſterben. Gelaſſen bat er um einen kleinen Verzug, ſeine häuslichen Geſchäffte in Ordnung zu bringen; der Tyrann gewährte es ihm, mit Beding, einen Bürgen an ſeine Stelle zu ſchaffen: er argwohnte nicht, daß einer für ihn zu finden ſeyn möchte, der ſein Leben für ihn verpfändete; er betrog ſich; Damon bot ſich dar. Pythias reiſete nach Hauſe ab, und bald nahete der furchtbare Tag, der ſeinem Tode bezeichnet war, unausbleiblich heran.

Denis und ſein Hof belachten die Einfalt des Damon, und glaubten, daß Pythias ohnmöglich ſein Leben gegen ſeinen Freund auswechſeln könnte, aber dieſer erſchien unvermuthet. Denis, über dieſe Erſcheinung beſtürzt, fragte den Damon, ob er nicht gefürchtet hätte, hintergangen zu werden. Ich wußte nur zu gut, ſagte dieſer, daß Pythias zur beſtimmten Zeit zurückkommen würde: aber, hätte es lieber den Göttern gefallen, daß ſeine

Freunde

Freunde und Verwandten ihn daran verhindert hätten! Ein Trost der Rechtschaffnen, wär er am Leben geblieben, und ich genöße denjenigen, für ihn mit Freuden zu sterben.

Eine so edle uneigennützige Verbindung, rührete den Tyrannen, und Denis vergab, und bat, die Zahl der Freunde vermehren zu dürfen, und diese versprachen es ihm alsdenn zu gewähren, wenn er gut und gerecht werden wollte." Eine Freundschaft, wie diese beyden angeführten Muster sie schildern, geht durch die unwiderstehlichste Sympathie unter zwey tugendhaften Personen verschiednen Geschlechts, zu jenem Heroismus der Liebe über, welchem wir tausend erhabne Handlungen und ruhmvolle Thaten verdanken; den die Alten unter dem Namen der Venus Urania als eine Gottheit verehrten; und welchen Plato unter der reinen Seelenliebe verstand, die von ihm die platonische genannt wird.

Nur Herzen voll hoher Empfindungen, nur schönen aufgeklärten Seelen ist diese Empfindung vergönnt.

3.

Das Landleben.

Das Leben ohne Geräusch, ein stilles, unabhängiges, geruhiges Leben, in welchem wir uns in gleichem Abstande vom Mangel und vom Ueberflusse befinden, und gleich entfernt von großen Begierden und der Reue sind, welche sie unzertrennlich begleiten; das Leben des einsamen Denkens, und ernster und nützlicher Bemerkungen, ist von jeher das Ziel der Wünsche aller Weisen und der Gegenstand ihres Lobes gewesen. Es ist ein großes Vergnügen, zu lesen, wie die größten Männer des alten Roms, und die geistreichsten Dichter jener und der neuern Zeit diese Ruhe des Landes als das höchste Gut weiser und guter Menschen schildern. Ich will hier nur aus den Schriften zween großer Männer unsers Jahrhunderts ein Paar hieher gehörige Stellen anführen, und davon auf uns und unsre Landbewohner die Anwendung machen.

Der schwedische Graf Oxenstierna hat in seinen Betrachtungen und Gedanken *) bey vielen Ausschwei-

*) Pensées.

schweifungen des Witzes und der Laune nicht selten Einfälle und Beobachtung, die aller Aufmerksamkeit werth und auf Weltkenntniß und Erfahrung gegründet sind. Er drückt sich über den genannten Gegenstand folgender maßen aus:

"Unter allen Situationen des Lebens, in denen der Mensch sich befinden kann, ist das Landleben, glaube ich das sanfteste und angenehmste. Ein rechtschaffner Edelmann, wie jeder andre redliche Bürger, der das Erbtheil seiner Väter in Ruhe besitzt und unbemerkt auf seinem Landhause wohnt, ist gewöhnlich frey von Ehrgeiz, und eben daher nicht von eitlem Verlangen nach Veränderungen seines Zustandes gequält, noch durch falsche Hoffnungen einer schimärischen Erhöhung betrogen. Er schränkt alle seine Begierden auf den Anbau seiner Aecker ein; wenn das Jahr fruchtbar ist, empfängt er unbeneidet und ungekränkt den Sold seiner Bemühungen; und dieß befriedigt ihn mehr, als großes Einkommen der glänzendsten Aemter, die nur dem Neide aussetzen, und jeden Augenblick, wenn nicht mit einem niederschlagenden Falle, doch wenigstens mit verdrießlichen Widerwärtigkeiten bedrohen.

drohen. Er fühlt es täglich, daß der nur froh seyn kann, der frey ist von Sorgen, und daß man, um solch ein glücklicher zu seyn, das Feld bauen müße. *) Er genießt seine mäßigen Renten ohne Kummer, und seine häuslichen Beschäfftigungen treten bey ihm in die Stelle der Zeitverkürzungen. Er schmeckt die wahren Freuden des Lebens, und die Wechsel der vier Jahreszeiten bieten ihm einzeln immer neue Beschäfftigungen, Nutzen und Zeitvertreib dar. Er erblickt nicht durch Zwang misfallende Gesichter; er macht sich keine Mühe, zu schmeicheln, oder den Hochmüthigen ein festliches Mahl zu geben, die oft des dürftigsten unwürdig wären; denn in der That ist der der größte, der große Dinge verachtet, und wer der Ruhe des Herzens genießt, nur der ist glücklich. **) Des Morgens wartet er seinen Feldern auf, und des Abends vertritt bey ihm seine Familie die Stelle einer Gesellschaft. Die Jagd gewährt ihm angenehme und gesunde

*) Qui procul curis, ille lætus: si uis esse talis, esto ruralis.

**) Qui magna despicit, ille maximus: qui animi fruitur tranquillitate, ille beatus.

gesunde Zerstreuung, und der Fischfang nützliche Erholung. Er feyert gewissenhaft die Feste des Jahres, damit seine Frohnleute rasten und fröhlich seyen, und dafür der Himmel ihm die Tage der Arbeit segne. Unbemerkt ereilt ihn das Alter, und er beschließt in Heiterkeit und Ruhe seinen Lauf."

So schreibt ein Mann, der im Gewühle der großen Welt lange mit Ruhme thätig war, um ein Glück zu suchen, das ihn zu fliehen schien, und der, nach seinem eignen Geständnisse, erst spät in einem ländlichen und einsamen Privatleben wahre Glückseligkeit fand; und tausend weise Männer haben sich mit ihm in gleichem Falle befunden. — Noch philosophischer, stärker und eindringender hat von dieser interessanten Materie ein erlauchter Dichter gesungen; ein König, der groß im Felde, groß als Monarch und eben so groß als schöner Geist ist — der König von Preußen. Ich will seinen herrlichen poetischen Brief, der alles enthält, was über die Glückseligkeit eines weisen Privatlebens, verglichen mit dem Ungemache der Großen und Mächtigen, sich sagen läßt, hier in der vortrefflichen gleimischen Uebersetzung ganz hersetzen,

theils,

theils, weil diese noch unter uns in wenig Händen ist; theils auch, weil das Gedicht ein rührendes Abbild des großen Herzens dieses erhabnen Monarchen giebt. Also schreibt Er, als Dichter, an seinen Freund Voltaire:

An den Herrn von Voltaire.

Wenn ich Voltaire wäre, Freund!
Dann häuft' ich keinen Schatz, und schlüge keinen Feind!
Zufrieden mit dem Nöthigen,
Und froh bey meinem Wenigen,
Säh' ich die Göttin Glück mit ihren leichten Schwingen
Hinflattern, weit von mir,
Zu einem Fürsten, oder dir,
Euch, was sie hat, zu überbringen!

Die Kleinigkeiten, die Gesetze,
Nach denen man, im Schooß der Größe, leben muß,
Die Last der Pflichten, das Geschwätze
Der Schmeichler, und den kalten Kuß

Der

Der Höflichkeit, den man verschwenden soll,
Die Kleinigkeiten kenn ich wohl!

Das stolze Nichts der eitlen Ehre
Veracht' ich, König, und Poet!
Wenn Atropos mit ihrer Scheere
Mein Schicksal endigt einst, und meine Majestät
Im Grabe ruht, was liegt daran,
Ob mich, als einen großen Mann,
Auch noch des Enkels Enkel kennt?
Und ob er meinen Namen nennt?
Nur einen Augenblick der Freude sich ergeben,
Ist mehr, als tausend Jahr in der Geschichte leben!
Was haben Wir, wir Großen? Haben wir
Beneidenswürdiges Geschick?
Von Krönungstagen an, ist Arbeit unser Glück,
Und Tadel unser Lohn!

Auf Rasen seh ich das Vergnügen,
Den muntern Scherz, die Freude liegen,
Weitab von meinem Thron:

Und

Und müde nun, dem Staat, als König nur, zu dienen,
Und nun entschlossen, frey zu seyn,
Steig' ich herab, begebe mich zu ihnen,
Und mische mich in ihre Reihn!

O guter Himmel, welche Wonne!
Die Welt ist schön, und hell die Sonne!
Weg, o ihr Helden, weg von diesem Freudenchor!
Wer zöge Frieden nicht dem Kriege,
Wer ein besiegtes Herz, nicht einem großen Siege,
Wer eine stille Flur nicht einem Lager vor?

So macht das Glück mir keine Sorgen!
Es schmeichle mir, es fliehe mich!
Ihm sollt' ich huldigen? Nein! ungestört schlaf' ich,
In jeder Nacht, bis an den Morgen!

Seyn aber, alles das, was du bist, darf ich nicht,
Denn, Lieber! unser Stand bestimmt uns unsre Pflicht!

hundert andre kleinere Denkmäler des Luxus, der nur aus der unseligen Begierde, jedem größern an Ansehen und Aufwande gleich zu scheinen, entspringt: — aber nicht selten kömmt es, daß diese praleriſche Pracht seines Hauses und seiner Gärten, die Last drückender Abgaben ungerechnet, mehr als die Hälfte seines Einkommens wegnimmt, und gewiſſermaßen ihn darben läßt. Daher oft in den herrlichſten Landſitzen diejenige todte Eingezogenheit und Stille, die der zufriednen Munterkeit der freyen, ländlichen Natur so sichtbar widerſpricht; daher der Mangel an Geſelligkeit, Mittheilung und Gaſtfreyheit, dieſer uralten Helden- und Menſchentugend, die doch von jeher überall als der schönſte Vorzug des ländlichen Lebens vor dem ſtädtiſchen geachtet ward. Jenen Tand und jene Laſten alle kennt der kuriſche Landſaße nicht; sein Haus iſt nicht prächtig, aber räumlich und gesund erbauet, sein Garten iſt nützlich und schön, ohne Pracht und für die Freuden des kurzen, aber unerſchöpflich wohlthätigen Sommers hinreichend. Seine Wohnung umgeben nicht koſtbare Parks und Thiergärten, nicht römiſche Ruinen, Tempel und Bäder,

sondern fruchtvolle Aecker, fischreiche Seen und von der Natur gepflanzte Hayne. Alle seine Nachbarn sind seine Freunde, wenn er will; sein Haus steht jedem guten Gaste offen; und, wenn er will, herrscht weit um ihn her Wohlstand und Freude.

Wenn unsre neuen Anbauer alle so gut die Kunst verstanden hätten, schöne Situationen zu wählen und ihre Hoflager immer auf Stellen von den schönsten Gesichtspunkten anzulegen, wie sie die ersten christlichen Eroberer dieses Landes verstanden, so müßte Kurland in manchen Gegenden lange schon ein Paradies seyn; denn einige unsrer Flüße und Bäche bilden Aussichten und Landscenen, die denen am Rhein und dem Neckar nicht nachstehn, und die noch lange nicht so genutzt sind, als sie es verdienen. Dahin gehört besonders alles Land an der Abo, vom ersten Ursprunge dieses kleinen malerischen Flusses an bis zu seiner Mündung, das ganze diesseitige Ufer der Düna, manche Strandgegend und dann noch die roman-

*) Darunter gehört nicht Konrad von Mandern, der im Angesicht einer sumpfigen Heide das Schloß Mitau anlegte und dadurch zu der ungefälligen und ungesunden Lage der Hauptstadt Veranlassung gab.

romantische Lage vieler unsrer Landseen. Die schönsten Stellen in allen diesen und noch viel andern schönen Gegenden haben unsre kriegerischen Vorfahren mit großem Geschmacke genutzt, und die Ruinen ihrer in Mitte der angenehmsten Landpartyien mit Riesenkraft und Gewalt des Schwerts erbaueten Burgschlösser werden noch lange, selbst in den Augen der von Vorurtheilen befangenen reisenden Fremden, eine Zierde des Landes seyn.

Zwar haben die Nachkommen den großen Ideen der Voraltern zu Verschönerung des Landes, nicht überall und allezeit folgen können; aber es hat doch Perioden gegeben, da man, nach der Stimmung des Zeitalters, wenigstens nicht zur Verunstaltung gearbeitet hat. Unserm Decennium und dem in demselben durch weise Verfügungen allgemein bewirkten Eifer, zu verbessern und zu verschönern, ist es vielleicht vorbehalten, den ländlichen Geist der alten Zeit wieder zu erwecken und seine Wirksamkeit und Originalität sogar zu übertreffen. Unser neuestes durchs ganze Land befolgte Policeygesetz, das unsre Kirchen ferner zu Leichengrüften zu misbrauchen verbeut, wird viele anmuthige Gegen-

den

den Kurlands mit einzelnen Grabmälern zu verschönern Gelegenheit geben; — denn die Zahl der seitdem schon erbauten nimmt bey dem itzigen guten Geschmacke der Nation täglich zu und reizt zur Nacheiferung; — dazu nehme man die nun unter uns immer mehr sich verbreitende Liebhaberey der schönen Gartenkunst und den Hang zu simplen englischen Anlagen, die nirgend leichter und nirgend wohlfeiler, als eben in Kurland zu bewerkstelligen sind; welche reizende Aussichten zur möglichsten Veredlung unsers schon durch sich selbst angenehmen Landlebens! Dann wird das Land unsre Städte beschämen; dann wird kein Landedelmann mehr in der Stadt, sondern die Städter werden bey uns Zeitvertreib, Erholung und Freude suchen; dann wird nicht, wie bisher, das Land nach der Stadt, sondern die Stadt nach dem Lande sich bilden!

Inhalt des dritten Quartals der Mitauischen Monatsschrift:

Julius.

Seite.

Völkersambisches Diarium. Fortsetzung. 3

Zur Empfehlung des Studiums der Insektengeschichte. 35

Etliche Vorschläge zur Verbesserung der Medicinalanstalten auf dem Lande in Kurland, hauptsächlich der Wundarzney- und Hebammenkunst. 54

Christian Bornmann. 62

Beantwortung einer im April geschehenen Anfrage. 93

August.

Völkersambisches Diarium. Fortsetzung. 99

Beschreibung des Pferderennens zu Newmarket, in England, im Jahre 1779. 143

Erfahrungen und Räthe des Landarztes. 165

An das Publikum. 191

September.

Völkersambisches Diarium. Beschluß. 195

Erfahrungen und Räthe des Landarztes. Fortsetzung. 220

Ueber Selbstentzündungen. 244

Eine Bemerkung von den Ameisen. 249

Vermischte Aufsätze. 251

Mitauische Monatsschrift.

Oktober, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Ueber die Leibeigenschaft in Kurland.

Daß einer Herr sey und der andre Knecht, einer gebiete und der andre gehorche, das ist ein altes unter allen Völkern des Erdbodens verjährtes Recht, dessen Ursprung von einer höhern, als menschlichen Macht herzukommen scheint. Gleichheit unter den Menschen, wie mancher gutmüthige Philosoph sie geträumt hat, ist eine Schimäre, die dem wohlwollenden Herzen einige Minuten angenehm auffällt, ohne daß sie je bis zur Wirklichkeit sich denken läßt. Nur die Grade von Herrschaft und Unterthänigkeit waren, so weit wir Menschengeschichte kennen, periodisch verschieden, und ihr Joch drückender, oder erträglicher, je nachdem Aufklärung, Nationaldenkungskraft, Religion und Milde der Sitten, oder Rohheit, Härte und blinder Eroberungseifer eines und das andere Zeitalter auszeichnen. Das Recht des Stärkern, dieses grausame und doch dem Menschen so natürliche Recht, ward sogleich mit der Kultur unter den Nationen

geltend,

geltend, und nahm an Ausdehnung zu mit ihr. Was, auf dieses Recht trotzend, die grausame Vorwelt unternahm und errang, das behauptete fort und fort die Nachkommenschaft, weil sie dabey sich wohl befand; und die Fesseln, die Krieg und Fehde, Gewalt und Uebermacht den besiegten Schwächern aufzwangen, trugen diese von nun an, geduldig oder ungeduldig, durch alle Geschlechter, und Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit wurden auf immer ihr Erbtheil.

Wir wollen die Geschichte der ältesten Zeiten zu Rathe ziehn und sehn, wie weit die gerühmtesten Nationen des Alterthums dieses gewaltthätige Recht ausgeübt haben, oder nicht, und ob eine sey, die keinen Sklavendienst zuließ und duldete? —

Die Juden, als sie noch ein Hirtenvolk waren, trieben schon Menschenhandel, und der größte Reichthum ihrer wohlhabendsten Familienväter waren Heerden und Sklaven; ja sie verkauften, wie Josephs Brüder thaten, aus Geldsucht einer den andern. Und wie sie vollends eine Art von eignem Staat, oder Reiche vorstellten, und kaum selbst der ägyptischen Knechtschaft entronnen waren,

mit

mit welcher Wuth fielen sie her über ihre schwächern Nachbarn, deren Loos nun Tod oder Dienstbarkeit ward! So geschahe diesem elenden Volke wieder von den Babyloniern, und so gieng es abwechselnd mit ihnen, bis die Römer sie gänzlich aufrieben und heerdenweis verkauften, oder niederstießen.

Nicht anders war es bey den Griechen, nicht anders bey den Römern. Sklaven allein bauten um Athen das Feld, Sklaven, die das Recht des Krieges zur Sklaverey verdammt hatte; und die röm'sche Geschichte giebt tausend Beyspiele, mit welcher Härte diese raubsüchtigen Eroberer ihre Leibeigenen, das heißt, die im Kriege mit Nachbarn und fremden Gefangenen, oder deren Abkömmlinge, behandelten. Ihre Rechtsgelehrten brachten das Recht, Menschen wie eine Waare zu vertauschen, oder zu verkaufen, in ein ordentliches System; und von ihnen ist dieses Recht zum Theil auf die neuern, wenigstens auf die mittlern Zeiten, in welche die Periode der neuesten Sklaverey fällt, herübergekommen: denn was die Bigotterie jener Tage zu beschönigen sich nicht getrauete, das ward

aus den Sprüchen der römischen Rechtslehrer als recht bewiesen; und wie die Römer jeden überwundenen Feind von Gott und Rechts wegen als ihr Eigenthum betrachteten, so bemächtigten sich die christlichen Eroberer der mittlern Zeit aller, die ihres Glaubens nicht waren und nicht unbedingt sich dazu bekehren lassen wollten, als einer gewonnenen Sache, und bewiesen ihr Recht darauf aus den Gebräuchen und Rechten der Juden und der Römer.

Es ist traurig zu sagen, aber es ist wahr, unsre Welt, im Ganzen genommen, befindet sich in diesem Falle um kein Haar besser, als die der alten, oder der mittlern Zeit. Vielleicht wäre zu beweisen, daß noch auf den heutigen Tag, wo nicht der größre Theil, doch gewiß die Hälfte der auf Erden wohnenden Menschen in Dienstbarkeit und Sklaverey schmachtet; nur daß sie nicht überall gleich fürchterlich ins Auge fällt. Wenn die rauhe Tapferkeit unsrer Vorfahren, vornehmlich die der kriegerischen Ritterorden, in den mittlern Zeiten, Länder und Völker bekriegte und ganze Menschenschaaren mit Schwert und Feuer zum christlichen Glauben zwang und sich zinsbar und zuletzt leibeigen mach-

te,

te, so treiben unsre handelnde Nationen einen öffentlichen Menschenhandel mit Negern und Insulanern: Mahomedaner und andre Barbaren rauben und misshandeln Feind und Freund, und in Asien und Amerika seufzen Millionen unter den Stecken ihrer Treiber.

In unserm gesitteten Europa, wenigstens in dessen südlichen Ländern, sind aus jenen harten Zeiten kaum noch Spuren der Sklaverey übrig; denn die mancherley Sieger und Besiegten haben sich unter einander vermischt und sind nach und nach in Eins zusammengeflossen. Aber unauslöschlich sind jene Spuren in einem großen Theile Teutschlands und des Nordens; am unauslöschlichsten, wohin das Schwert der Kreuzherren, oder der teutschen Ritterschaft, traf.

Hier entsteht die Frage: woher kömmt es, daß nun fast in allen südlichen Ländern unsers Erdtheils kaum noch Spuren der Leibeigenschaft, in Teutschland deren noch so viele sichtbare, und in den nördlichen Provinzen die unauslöschlichsten übrig sind? — Die Ursache liegt theils in der Zeit, theils in der Verschiedenheit der Völker und Menschen.

Frankreich, England, Italien und andre südliche Provinzen waren, nach den großen Verheerungen der Völkerzüge, schon lange beruhiget, als in Teutschland noch lauter Verwirrung war; und als die Teutschen endlich ihre Verfassung völlig gegründet und befestiget hatten, bekriegten sie erst die heydnischen Slaven an der Ostsee. Und so wie diese die letzten in Europa waren, die zu Christen, und mit Gewalt und Schwert zu Christen bekehrt wurden, so waren sie auch die rohesten, ungeschlachtesten und widerspenstigsten. Kein Wunder, daß sie bis auf den heutigen Tag auch die letzten im Genusse aller aus Gelehrigkeit, Lenksamkeit und Aufklärung entspringenden Vorrechte der Menschheit sind!

Diese flüchtigen Bemerkungen mögen als Einleitung zu einigen wohlgemeynten, aus Erfahrungen abgezognen Beobachtungen über den Zustand unsrer leibeignen Letten und die möglichsten Mittel, ihren physikalischen und moralischen Wohlstand zu verbessern, dienen. Sie sind zum Theil die Frucht derjenigen lehrreichen Stunden, die der Verfasser mit manchen angesehenen und einsichtsvollen Menschen-

freunden

freunden unsers Landes zu wiederholten malen über diese Materie in Gesprächen zugebracht hat, und die seinem Gedächtnisse, so wie seinem Herzen, unvergeßlich bleiben werden.

Dreyerley muß man in Erwägung ziehn, wenn man über unsre Letten nur einigermaßen gründlich urtheilen will: ihre Verfassung vor der Eroberung des Landes durch die Kreuzherren, ihren gegenwärtigen Zustand, und die Mittel zu der möglichsten Vervollkommung desselben in unsern Tagen.

Es ist eine falsche, wider alle Geschichte laufende Behauptung, wenn man vorgiebt, sie seyen vor Ankunft der Teutschen ein ziemlich kultivirtes, in ihrer Verfassung glückliches und wohlhabendes Volk gewesen. Vielmehr ist offenbar und unwidersprechlich gewiß, daß sie vor ihrer Unterwerfung in einem Stande der Wildheit, Barbarey und Dürftigkeit lebten, der den der amerikanischen Wilden weit überstieg. Denn diese trieben, lange vor ihrer Unterjochung, den Feldbau, die Viehzucht, den Gartenbau, die Schmelzkunst und vornehmlich die Baukunst bis zu einer Art von Vollkommenheit, und dieß in einem Klima, das der thierischen Träg-

heit

heit und Behaglichkeit des rohen Naturmenschen so günstig war. Unsre Letten und Ehstlyen hingegen waren, mitten in einem rauhen und beschwerlichen Klima, in diesen Künsten allen, den Geschichtschreibern zufolge, weit weniger geschickt. Freylich baueten sie nothdürftig ihr Feld, trieben Fischfang, Jagd und Viehzucht nothdürftig, und spürten den Vorräthen der Bienen im Walde nach, um davon ihren Meth zu brauen und sich gütlich zu thun; aber ihre Häuser waren Höhlen, oder kümmerliche Waldhütten; denn nicht einmal die Kunst zu mauren verstanden sie; fast die Hälfte des Jahrs schmachteten sie meist in Elend und Hunger hin, ihre Kleidung, Putz und Waffen tauschten sie zum Theil von Fremden ein, und ihre Vergnügungen und Religionsgebräuche waren äußerst plump und gräulich. Von ihren Aeltesten wurden sie, nach dem Rechte des alten grausamen Herkommens, oft hart gerichtet, und ihr Land stand jedem Räuber vom Meere her zur Plünderung offen. Was man in ihren alten Gräbern von Waffen und metallenem Schmucke zuweilen aufgefunden hat, das haben nicht sie bereitet, sondern von schwedischen und däni-

schen

schen Schiffern oder anderwarts erhandelt, und diese Zierrathen waren auch nichts weniger, als gemein unter ihnen, wie einige haben vorgeben wollen, um daraus zu beweisen, daß sie dieses Metall selbst gewonnen und verarbeitet hätten. Alles was sie hatten, war Unkenntniß aller edlern Bedürfnisse des Lebens und — Freyheit. Diese verloren sie zwar, als sie nach und nach in der Teutschen Dienstbarkeit fielen; aber nicht so ganz, daß ihr neuer Zustand Sklaverey genannt zu werden verdiente. — Ueberhaupt sind unsre leibeigne Letten nicht Sklaven, in dem eigentlichen Verstande dieses Worts, sondern erbliche Knechte, oder Frohnleute: der Name Sklave ist von weit härtrer Bedeutung. — Anfänglich auch waren sie blos zinsbar; nur ihre Widersetzlichkeit, Unbeständigkeit und Untreue gegen ihre neuen Herren waren Schuld, daß ihr Joch immer schwerer und ihre Unterthänigkeit bis zur Leibeigenschaft getrieben ward. Aber dafür erlernten sie doch von ihren Eroberern den künstlichen Ackerbau und die Wissenschaft einer vernünftigen Wirthschaft. Freylich hat es von dieser Zeit ihrer gänzlichen Unterjochung an oft Herren gegeben, die sich ihres

Rechts über sie bis zur Unmenschlichkeit bedient haben, aber im Ganzen ist ihr Zustand doch nie, die Kriegszeiten ausgenommen, so bejammernswürdig gewesen, und ist es noch auf den heutigen Tag nicht so, als manche ausländische Schriftsteller es übertrieben haben. Im Gegentheile läßt sich behaupten, daß unter einem nur blos g rechten Herrn unser Frohnbauer weit glücklicher und reichlicher lebt, besser bekleidet ist und wärmer schläft, als viele freye Landleute in Frankreich, Savoyen und in Teutschland. Er muß Frohndienste leisten und zu manchen Zeiten viel arbeiten; aber beydes muß auch in vielen teutschen Gegenden der teutsche Bauer thun, oder dieser muß Abgaben steuern, die er kaum mit der sauersten Arbeit, unter Thränen und Darben, erschwingen kann: — unser Leibeigener ist harten Begegnungen ausgesetzt; — auch die muß der Arme, der nützliche arbeitende Arme, von hartherzigen Reichen leiden überall, und oft Ungerechtigkeiten oben darein, ohne dagegen murren zu dürfen. Die Summe des menschlichen Elendes stehet hienieden aller Orten in gleichem Verhältnisse, und der am unglücklichsten scheint, ist es oft am wenigsten.

Und nun nach alle diesem: Was läßt sich, gemäß der allgemein verfeinerten Sinnesart unsers Jahrhunderts, zur möglichsten Vervollkommung und Veredlung dieser nützlichsten Menschenklasse, zu Vermehrung ihrer Wohlfahrt, ihrer Sicherheit und Zufriedenheit, rathen und ausführen?

In einem Lande, wie Kurland, wo die edelste und älteste aller Künste, der Ackerbau, die einzige unversiegbare Quelle der öffentlichen Glückseligkeit ausmacht, sollte man die Erhaltung und den Wohlstand aller, deren Händen er allein anvertrauet ist, immer zu dem ersten und wichtigsten Gegenstande jeder gemeinsamen Nationalberathschlagungen machen: denn der größte Reichthum eines solchen Landes sind Menschen, die mit Freudigkeit an ihr Tagewerk gehn, und wenn sie sich hungrig gearbeitet haben, daheim vollauf finden, sich satt zu essen und ihrer Ruhestunde froh zu werden. Solche Menschen können wir haben, wenn wir nur gerecht und menschenfreundlich genug denken, es zu wollen; wenn nur die Sorgfalt für ihr Wohl uns eben so nahe ans Herz kömmt, als unser eignes Interesse, das doch mit jenem ununterbrochen in gleichem Verhältnisse steht. Aber

Aber wie soll man den Zustand des Bauern verbessern, ohne seine Lage mit einem male umzukehren und zu verwirren? Freyheit, im weitläuftigen Verstande, ist nicht das rechte Mittel: es gehören Jahre von Bildung und Vorbereitung dazu, unsern Letten zu einem vernünftigen und wohlverstandnen Genusse dieses unschätzbaren Gutes fähig zu machen. Aber einen Vorschmack kann man ihm geben, und er wird dabey glücklich seyn. Ich meyne hiemit nicht, daß man ihn unabhängig mache von allen Pflichten und Dienstleistungen, die er seinem natürlichen Herrn, vermöge angeerbter Rechte, schuldig ist. Er sey gebunden an das Land, das er bauet und das seines Erbherrn ist, ohne willkührlich und ungestraft es verlassen zu dürfen; eine Verbindlichkeit, die auch in vielen freyen Ländern Europens die Eingebornen an ihr Vaterland fest hält, und die nichts weniger, als Sklaverey ist. Er frohne ferner seinem natürlichen Erbherrn, nach wie vor; nur entsage dieser dem Rechte, seine Dienste, nach Gefallen, zu vermehren und zu vergrößern. Und was am allerleichtesten zu stellen ist, und den Zustand des Bauern auf einmal verbes-

sern

fern und seine Leibeigenschaft sanft und unmerklich machen würde; — man gebe ihm Eigenthum, und sichere ihn und seine Nachkommenschaft in dem ungekümmerten Besitze desselben durch Gesetze.

Nehmt den Fall, eine Bauernfamilie besitzt schon im dritten Gliede ein gewisses Gesinde nebst den umherliegenden Feldern und Wiesen; Vater, Sohn und Enkel haben ihr Land immer fleißig bestellt und ruhig und mit Segen geärntet: sie sind einheimisch worden in dem kleinen Bezirke, den sie von jeher als ihr angeerbtes Eigenthum betrachtet haben, und sie lieben ihren in Mitte desselben aufgerichteten väterlichen Herd mit einer Art von Zärtlichkeit. Ihre Erbherren, Vater, Sohn und Enkel, sahen ihren Wohlstand mit Zufriedenheit, und erhielten sie, zu ihrem eigenen Vortheile, gutwillig in dem ruhigen Besitze des schönen Gesindes. Nun aber kömmt es, daß ihr jüngster Herr, der Enkel, seine Güter zu verkaufen gezwungen wird, und sie kommen in die Hände eines neuen Herren. Dieser, vielleicht aus Noth, vielleicht auch aus Habsucht, ein weit strengerer Wirth, als die vorigen, beschließt, in der fruchtbarsten Gegend seines Gebiets noch ein Vor-

werk

werk (Beyhof) anzulegen, und jenes Gesinde mit seinen fruchtbaren Feldern gefällt ihm dazu vorzüglich. Nun wird der Bauer abgeworfen, das heißt, er muß mit seinen Kindern und Knechten auswandern aus seinem väterlichen Erbe, und oft auf einem öden, unwirthbaren Boden sich von neuem ansiedeln und von vorn zu wirthschaften anfangen. Dieser Fall, der, zur Ehre unsrer Zeiten, nun allerdings immer seltner eintritt, ist der traurigste, in den ein Frohnbauer gerathen kann; denn er entzieht ihm alles Recht des Eigenthums und macht ihn gleichgültig gegen jedes Gut, das er besitzet. Diese harte Gewohnheit gänzlich durch ein Gesetz aufzuheben, oder doch äußerst einzuschränken, wäre der erste, größte Schritt zur Verbesserung, dessen Folgen wahrhaftig und allmerklich gesegnet seyn müßten.

Wenn man ferner erwägt, welch ein ehrwürdiges und segenvolles Geschäfft der Ackerbau mit allen seinen Nebenbeschäfftigungen sey; wie natürlich folgt daraus, daß wir diejenigen Menschen, die ihn im Schweiß ihres Angesichts treiben, die da säen und pflügen und doch nicht schneiden und ärnten

für

für ihre Scheuern, als die nützlichsten und theuersten Werkzeuge der allgemeinen Wohlfahrt, in Ehren halten, und wenigstens mit Herablassung, Milde und Nachsicht ihre saure Mühe belohnen müßen. In dieser Rücksicht ist es ein übler und ungerechter Gebrauch, daß man den Stand des leibeignen Bauern nicht selten mit tiefer Verachtung und einer Art von Ehrlosigkeit brandmarkt, daß man täglich und stündlich dem uns unentbehrlichen Arbeiter seine Niedrigkeit und Unterwürfigkeit fühlen läßt, und besonders seinen Aufsehern und teutschen Vorgesetzten ein zu großes Recht über ihn einräumt. Kränkend und empörend ist es in der That für einen fühlenden Menschenfreund anzusehn, wie manchmal der nichtswürdigste teutsche Tagedieb, blos weil er ein Teutscher heißt, den oft besser gearteten Bauer mit Wort und That zu mishandeln sich ungeahndet erfrechen darf; oder, wie der untauglichste teutsche Faullenzer, wenn er gar zum Aufseher bey den sauern Hofarbeiten des Bauers bestellt wird, ihn mit Schimpfreden und Schlägen, nach dummer Lust, zu kränken, bis zu Thränen zu kränken, sich berechtiget hält. Das ist eins von den unerkannten

Uebeln des alten Herkommens, daß wir die Rechte des teutschen Mannes zu weit ausdehnen, ihn, so wie er in unsre Grenzen tritt, immer zum Befehlen, aber nie zum gehorchen angewöhnen, und ihn, auf Kosten unsrer weit brauchbarern Frohnleute, wider Nutz und Gebühr, zum Herrn machen, der Gehorsam und Arbeit für Schmälerung seiner teutschen Freyheit hält. Noch härter und niederschlagender sind die Mishandlungen, die man ihren eignen Aeltesten gegen sie erlaubt, welche den übermüthigen Teutschen an Uebermuth oft übertreffen. Auch diesem Unheile allen sollte man durch gesetzkräftige Verordnungen und Einschränkungen steuern: so würde der Bauer gern und vergnügt frohnen, und verdiente und rechtmäßige Züchtigungen würden dann weit kräftiger auf seine Moralität wirken.

Ein nach Vieler Urtheile schädliches Herkommen ist es auch, daß man den Bauer zu häufig vom Pfluge wegzieht, und an Gewerbe und Arbeiten gewöhnt, die seiner gegenwärtigen Lage gerade zuwider sind. Je mehr Hände der Ackerbau beschäftiget, desto blühender muß unser Wohlstand seyn.

Aber

Aber warum entzieht man diesem so viele, bey der offenbar schwachen Bevölkerung des Landes, um sie zu allerley fremdartigen Beschäfftigungen zu misbrauchen? Haben wir nicht teutsche Handwerker genug, unsre außer dem Bezirke des Landbaues liegende Gewerkwaaren zu erhalten, und können wir deren nicht noch weit mehr zu unserm Bedürfniß ins Land hereinziehn? Haben wir zu unsrer Aufwartung nicht teutsches Dienstvolk genug, und wird es uns an den noch fehlenden mangeln, wenn wir sie haben wollen? Durch die von jeher angenommene Maxime, alles mit und durch eigne Frohnleute zu verrichten, die nur dann sich befolgen lassen wird, wenn wir der Leibeigenen zu viel haben, gehen Tausende nützlicher Hände für den Ackerbau verloren.

Ich mache den Beschluß mit noch einigen kurzen Erinnerungen über die möglichste Kultur und Sittenverbesserung unsers Landvolks. — Es ist rühmlich und löblich, daß man seit Jahren angefangen hat, den Bauer zum Lesen anzuhalten, um seinen Verstand aufzuheitern und zu bilden, und zu dem Ende manches nützliche Buch in seine Natio

nal-

nalsprache übergetragen hat. Noch löblicher und nützlicher aber würde diese gute Einrichtung seyn, wenn man sich dieses vielversprechenden Hülfsmittels allgemeiner bediente, viele zu seinem Wohlstande ihm noch gänzlich fehlende Kenntnisse ihm mitzutheilen. Nicht alle Bücher, die zum Theil schon ins Lettische übersetzt sind, sind der Fassungskraft unsers Bauern angemessen; was er durch Predigten und Katechisation lernen kann, muß er nicht mühsam aus Büchern holen, die meist für ihn noch itzt unverständlich sind. Wer für ihn schreiben will, der mache ihn mit den ersten und faßlichsten Gesundheits- und Lebensregeln bekannt, er bringe ihm Liebe und Kenntniß des Gartenbaues, Kenntniß der Kultur der nahrhaftesten Küchengewächse und die Pflanzung einträglicher Obstbäume bey, um seine Nahrung zu verbessern und zu veredeln; oder er versorge ihn, wie Stender, der Dichter der Letten, thut, mit frohen und sittlichen Gesängen, zum Lobe der schönen Natur, des Ackerbaues und der häuslichen Zufriedenheit, um in den Stunden der Ruhe sein Herz bessern und sanftern Empfindungen zu öffnen; — und er wird ein nützlicher Schriftsteller

steller seyn. — Im Grunde ist der moralische Charakter unsrer Letten ursprünglich gut und oft herrlich; Wohlthätigkeit gegen jeden Armen, Dankbarkeit, Treue und Arbeitsamkeit sind Haupttugenden, die man gar nicht selten unter ihnen findet. Nur Mishandlungen und ungerechte Härte machen sie niedergeschlagen, träg, muthlos, kleinmüthig und heimtückisch. Auch ihr Hang zum Trunke würde minder ausschweifend seyn, wenn die Gelegenheiten dazu minder einladend wären. Ein großes tragen periodisch zu ihrer moralischen Verschlimmerung auch die vielen Jahrmärkte im Herbste bey; besonders auffallend ist da ihre unbändige Neigung zum Spiele, die am meisten auf solchen Jahrmärkten sichtbar wird, wo man herumstreichenden Gaudieben und Taschenspielern, für den Gewinn eines ansehnlichen Standgeldes, öffentlich auszustehen und den einfältigen Bauern ihre mühselig verdiente Baarschaft, frank und frey, durch listigen Betrug abzustehlen erlaubt. Auch diese durchaus tadelnswürdige Gewohnheit gehört zu den Polizeygebrechen unsers Landes, der man durch Gesetze mit Ernst abhelfen sollte, weil sie mehr verderblichen

Ein-

Einfluß auf die Moralität und Wohlfahrt unsrer Letten hat, als man wirklich glaubt.

Dieses wenige, was ich hier von der Leibeigenschaft unsers Landvolks und der möglichsten Erleichterung und Milderung derselben erinnert habe, mag bey dem Vielen, was sich alles noch darüber sagen ließe, genug seyn. — Vieles, ja fast das meiste, was ein freymüthiger Menschenfreund zu rügen hätte, ist schon itzt in vielen Gegenden und in ganzen Kirchspielen unsers Landes nicht mehr. — Heil und abermal Heil den weisen, edlen und großmüthigen Erbherren, die solche rührende Beyspiele von Mäßigung und großer Menschenliebe, durch Beherzigung und Erweiterung der Wohlfahrt und Glückseligkeit ihrer nützlichen Erbleute, allen zur Nachahmung, öffentlich aufstellten, und Heil und Segen ihnen, und nach ihnen allen, die diesen ihren Beyspielen ernstlich und aus gleichen Motiven nachzueifern nicht läßig sind!

Zur Naturgeschichte der Ameisen.

Das Vorbild des Fleißes und der Arbeitsamkeit, welches schon die ältesten Schriftsteller von den Ameisen hergenommen, und den Menschen zur Lehre und zur Nachfolge empfohlen haben, ist nicht die ganze Summe ihrer Kenntnisse von der Natur dieses geschäfftigen Insektenvolks, so wenig die Ameisen selbst die einzigen der Art Insekten sind, die sich in ihrer Oekonomie so unabläßig thätig beweisen; vielmehr giebt es Schriftsteller genug, die die, von der Natur der Ameisen nicht schwer zu erlangende, Kenntniß aufgezeichnet und überliefert haben, so wie es von den vielen Arten der Bienen, Hummeln, Wespen ebenfalls bekannt ist, daß sie ein eben so auffallendes Beyspiel des Fleißes für träge Menschen darreichen könnten. Blos eine bey den Ameisen auffallendere Sichtbarkeit der unermüdeten Thätigkeit, hat sie von andern Insekten zuerst als ein Muster ausgehoben.

Ich will meine wißbegierige Leser nicht mit der Aufzählung der großen Reihe von Schriftstellern, die ihre Beobachtungen über die Ameisen mitgethei-

let

let haben, aufhalten; es sey mir vielmehr genug, einen Loewenhoek, *) Swammerdamm, **) Linne, ***) Geoffroy ****) und Degeer *****) zu nennen, und das vorzüglichste ihrer Beobachtungen in einem kurzen Auszuge vorzulegen.

Alle in Europa bekannte Ameisen leben gesellig, und, wie die Bienen, zu kleinern Völkern vereinigt. Jedes Volk besteht aus Männchen, Weibchen und Arbeitern. Sie wohnen in der Erde, oder auch auf der Oberfläche, in Nestern, die sie sich mit vielem Fleiße, mit Ordnung und Vorsicht, nach dem Maaß ihrer Bevölkerung, und nach Art und Graden ihrer Bedürfnisse anlegen, und die Ameisenhaufen genannt werden. Jeder Ameisenhaufen beherbergt eine vollständige Familie, die aus drey Geschlechtern, nämlich Männchen, Weibchen und Arbeitern besteht.

Die

*) In seiner continuatio epistolarum ad Reg. Soc. Londinensem; in Opp.

**) In seiner Bibel der Natur.

***) Schwedische Abhandlungen 3ter B. und in seinen Werken.

****) In seiner Geschichte der Insekten.

*****) In seiner Abhandlung zur Geschichte der Insekten.

Die Männchen und Weibchen sind beflügelt und sorgen blos für die Nachkommenschaft durch Begatten und Eyerlegen; die Arbeiter dagegen sind ohne Flügel, befördern und erhalten das Wohl der ganzen Gesellschaft, bauen und vergrößern die Wohnung, bessern die beschädigte aus, beschützen und vertheidigen ihr Volk, sorgen für Unterhalt, Wohlleben, Bequemlichkeit und Vergnügen, und sind die musterhaften Erzieher einer größern Nachkommenschaft. Gegen den Winter verkriechen sie sich tiefer in ihre Wohnungen, schicken sich hier zum Winterschlaf, wie unzählich andere Arten von Thieren an, bleiben hier in vollkommenster Ruhe durch eine in der Natur gewöhnliche Erstarrung liegen, ohne irgend einer Nahrung zu bedürfen; wie denn dieß ein Winterschlaf, bey welchem keine Ausdünstung, mithin auch kein Mangel an Nahrung, kein Hunger statt hat, schon mit sich bringt.

Von allem jetzt angezeigten will ich nun in einzelnen Punkten ausführlicher handeln.

Die Ameisenhaufen, die von einer eigenen Gattung Ameisen in der Erde erbauet werden, bestehen aus vielen in einander geschlungenen Röhren und

Gän-

Gängen, zwischen welchen sich geräumige Höhlen und Gruben zum Behuf ihrer innern Haushaltung befinden. Die Arbeiter graben durch scharren und fortstoßen und wegtragen diese Gänge und Höhlen aus. Selten bereiten sie sich da eine Wohnstäte, wo die Erde nicht Haltung genug hat; daher wählen sie sich einen bequemen Ort unter einer Pflanzenwurzel, einem Steine, Stücke Holz, einem Rasenstückchen, oder verwachsenen Maulwurfshaufen, u. d. m. Wenn sie manchmal eine nutzbare Pflanze untergraben und in der Art die Wurzel entblößen, so daß die Pflanze welkt und absterbt, so verfolgen sie die Gärtner und stellen ihnen mit Veranstaltungen nach, wodurch sie die ganze Familie, oder wenigstens den größten Theil derselben, auf einmal aufheben und wegschaffen können. Kürzlich hat der Baron von Hübsch ein eignes Instrument zum Fange dieser Art Ameisen erfunden, dessen Stelle aber, nach den Versuchen eines großen Gartenverständigen in Mitau, mit einem in der Nachbarschaft eines solchen Ameisenhaufens umgestürzten Blumentopfe ungemein leicht ersetzt wird.

Die andere Art von Ameisen bauet auf der

Ober-

Oberfläche der Erde sich eine Wohnung auf, indem die Arbeiter mit unaufhörlichem Fleiße kleine Holzspänchen, Reiserchen, Blattstückchen, Pflanzenstengel, Saamenkörner, kleine Steine, besonders die verhärteten Stückchen Harz von den Zweigen der Fichten und Tannen, zusammentragen und so aufhäufen, daß sie unter den lose übereinandergelegten Stückchen ihre Gänge und Kammern haben, in welchen die Weibchen für die Fortpflanzung sorgen, und die Jungen, gesichert vor Wind und Wetter, genähret und erzogen werden; in welchen sie aber auch, besonders die Arbeiter und wenige Weibchen, die sich im Herbste mit Eyerlegen verspätet haben, den Winter über in der ihnen so nöthigen Erstarrung, ohne dabey einen Schaden von der Witterung zu leiden, zubringen.

Sobald der Schnee geschmolzen ist, die warmen Frühlingstage sich einfinden, und die alles belebende Sonne die erstarreten Geschöpfe zum neuen Leben zurückruft, steigen die Arbeiter und mit ihnen die beflügelten Weibchen, die noch den Winterschlaf überstanden haben, welches hauptsächlich bey der großen Holzameise statt hat, aus ihrem Winterla-

ger an der besonnten Außenseite ihrer Wohnung hervor, ermuntern sich hier zu erneuerten Kräften, freuen sich über das gesellschaftliche Erwachen und über die Wohlthaten der Sonne, laufen bald hier, bald dort über ihren Haufen, bald hinaus, bald hinein; unter allen aber sind die Arbeitsameisen, die sich von den Weibchen, welche Flügel haben, dadurch unterscheiden, daß sie allein ungeflügelt sind, am geschäfftigsten, indem sie die durch Schneegestöber zerrissene Decke ihrer Wohnung auszubessern bemüht sind, besonders aber in großen Schwärmen über ihre beflügelte Hausmütter herziehen, sie drängen, stoßen, kneipen und treten, um sie in das Innere ihrer Wohnung zurückzutreiben, damit sie die Zeit des Eyerlegens ja nicht über den Vergnügungen vergessen, oder versäumen mögen.

Die, in den innern Höhlen der Wohnung schon vom Herbste her befindliche Eyer, gemeinhin von der Größe eines Sandkorns, und die etwa noch von den zurückgebliebenen Weibchen gelegte Eyer, werden bald von der wärmenden Sonne ausgebrütet, und es schlieffen sodann die kleine Larven des künftig vollkommenen Insekts aus. Diese Larven, die

nun

nun unter der Gestalt der Maden leben, bekommen blos von den Arbeitsbienen ihren Unterhalt, weil sie selbst zu ohnmächtig sind, auf ihre Nahrung auszugehen, da ihnen dazu die Gliedmaßen fehlen. Die den Larven zugetragene Nahrung besteht nicht in Harzstückchen, Hölzchen u. d. m. — diese dienen blos zur Befestigung des Wohngebäudes, — sondern in Raupen, Maden, Fliegen, Gewürmen und allerhand Insekten, die die Arbeiter oft mit vieler Mühe, besonders wenn ihre Bürde groß ist, und dann noch durch gemeinschaftliche Hülfe mehrerer, fortschleppen, und ihren geliebten Zöglingen vorlegen, wobey freylich auch die Erzeuger und Verpfleger nicht leer ausgehen. Sind endlich diese Larven so weit herangewachsen, daß ihnen die, den mehresten Insekten nothwendige, Verwandlung nahe ist, so verpuppen sie sich, und jede Larve macht um sich ein eyförmiges, dünnes und sehr biegsames Gespinnst von weißgrauer Seide, welches nur gerade so groß ist, als es die Größe des Larvenkörpers erfordert. An dem einem Ende dieses Eyförmigen Gespinnstes — welches der Unwissende ein Ameiseney zu nennen pflegt, — befindet sich ein

dunkler

dunkler Fleck, der vom durchschimmern der abgestreiften Larvenhaut entsteht.

Wenige Tage nach dem Einspinnen verwandeln sie sich in ganz weiße Nymphen — so nennt man die verpuppten Insekten, an denen alle äußere Theile sichtbarlich, aber unausgebildet daliegen — die aber, wie es schon im Puppen- und Nymphenstande gewöhnlich ist, ohne alle Bewegung sind. Noch dauert die Vorsorge der Arbeiter für ihre Zöglinge fort und sie sind nun geschäfftiger, als jemals, die Nymphen aus einem Stockwerke ihres Hauses in das andere, bald auf diese, bald auf jene Seite an die Sonnenstralen, bald hinaus auf die Oberfläche, bald wieder in die Zimmer hinein zu tragen, damit sie bald Sonnenwärme erhalten, bald wieder vor herannahendem Regen gesichert werden.

Unter solchen süßen Beschäfftigungen verstreicht dem Ameisenvolke das Frühjahr. Sobald nun der Sommer eintritt, so sind die Arbeiter, die die Zeit der letzten Verwandlung ihrer bisher so sorgfältig gepflegten Nymphen aufs genaueste kennen, geschäfftig, ihre Beyhülfe der aus den Gespinnsten zu erwartenden Nachkommenschaft zu beweisen, indem

sie

sie, da jene nicht selbst die Gespinnste durchbohren können, an dem Orte des Kokons eine Oeffnung durchnagen, wo das neue Insekt hervorkommen soll. Schon in dem Kokon oder Gespinnste ist das Geschlecht sichtbar; denn die kleinern geben Geschlechtslose Ameisen, d. i. Arbeiter, die größern aber, an denen auch die Futterale zu den Flügeln schon zu sehen sind, Weibchen oder Männchen, doch ist die Zahl dieser letztern bey weitem nicht so groß, als der fruchtbaren Mütter. Die Männchen sind daran kenntlich, daß sie theils einen dünnern, länglichen Hinterleib haben, theils auf demselben einen Ring mehr haben als die Weibchen, theils auch mehrerley Farben haben, und um etwas kleiner sind.

Merkwürdig bey den alten Männchen und Weibchen ists, daß, wenn sie gegen den Sommer, wie Linne und Degeer beobachtet haben, ihre Flügel zum umherschwärmen gebrauchen, dieselben größtentheils verlieren, und nun einsam in den Feldern umherlaufen, wo sie dann ein Raub anderer Thiere werden. Die Arbeiter bleiben inzwischen ihrer jungen Nachkommenschaft treu, und sind

nach, wie vor, ihre sorgfältige Verpfleger und arbeitsame Baumeister. Wenn dann endlich der Winter herannaht, so verkriecht sich das ganze Volk tiefer auf den Boden ihrer Wohnungen und schickt sich daselbst zum Winterschlaf an, ohne Vorrath für den Winter — welches von Unwissenden fälschlich aus der scheinbaren unmäßigen Arbeitsamkeit der Ameisen, und aus der Größe des aufgethürmten Haufens geschlossen wird — angeschafft zu haben, weil sie, wie schon gesagt, dessen nicht bedürfen. Am allerwenigsten nähren sie sich von der in ihren untersten Gängen befindlichen zermalmten Erde, die sie nur durch Einbohren in den festern Boden so fein gemacht hatten, da noch bis jetzt kein Thier auf dem weiten Erdboden gefunden ist, welches unmittelbar aus der Erde Nahrung zieht, und wenn es ja von der einzigen Helix Lapicida und Pholade vorgegeben wird, so ist es auch selbst bey diesen noch unwahrscheinlich, weil es noch immer physisch und chemisch unmöglich zu seyn scheint, daß Erde ein Nahrungsmittel eines thierischen Körpers seyn könne.

Die bisher in Europa bekannt gewordenen Arten

ten der Ameisen hat der Freyherr Degeer in zwo Familien abgetheilt, deren eine sich dadurch unterscheidet, daß sie senkrechte Schuppen auf dem Stiele des Hinterleibes haben; die andern dagegen, die keine Stiele oder Rückenschuppen haben. In allem zählt er sieben Arten, davon fünf Arten zur erstern Familie, die sechste und siebente Art aber zur zwoten Familie gehören.

Die erste Art ist die braunrothe, oder große Holzameise, die über der Erde in kegelförmig aufgethürmten Haufen sich Wohnungen bereitet, und dieselben in den Nadelholzwäldern anlegt. Sie ist die bekannteste und gemeinste unter allen. Sie haben hinten keinen Stachel, können also nicht, wie andre Arten, die mit dergleichen versehen sind, beschädigen. Inzwischen sprützen sie doch, wenn sie berührt werden, durch den After einen klaren, durchsichtigen, starkriechenden, etwas säuerlichen, sehr geistigen Saft von sich, der, wenn er auf die bloße Hand kommt, doch wohl kleine Blasen, wie die Blasen des Nesselbrandes, zu verursachen pflegt. Setzt man diese Thierchen auf die Hand, so sind sie rachgierig genug, mit ihren Zähnen in die Hand

zu kneipen, welches zwar einige Empfindung, aber keine Wunde verursacht. Ihre Lebhaftigkeit hängt sehr von der Witterung ab; ist diese heiß, so sind sie sehr munter und hurtig, ist sie aber regnicht so zeigen sie sich traurig und träge. Am Stamme der Fichten und Tannen kriechen sie unaufhörlich ab und auf, und holen daher theils Nahrung für die jungen Brüder, theils an der Luft verhärtete Harztheilchen und Nadeln. Durch die Länge der Zeit, da dergleichen Harzstückchen unter den sauren Ausdünstungen der Ameisen im Haufen an der Luft und Sonne, liegen, bekommen sie einen besondern Wohlgeruch, der, wenn die Stücke auf Kohlen gebracht werden, dem gelben Amber sehr nahe kommt. Sie sind, wie alle übrige Ameisen, sehr naschhaft, sie betasten und überlecken daher alles, was ihnen vorkommt, besonders lieben sie die Süssigkeiten.

Die zwote Art ist die braunrothe Wiesenameise; diese ist kleiner, als die vorige, und bauet sich auf den Wiesen etwa einer Fußbreite Häufchen, die ganz mit Gras bewachsen sind, unter dessen Wurzeln sie sich von lauter leichten Materialien, als

dür-

dürren Grasstengeln und Blättern mit Erde vermischt, die Wohnung bereiten. Doch findet man sie auch in den Nadelgehölzen, wo sie zugleich mit den größern der vorigen Art auf den Bäumen umherwandern. Sie sind wirklich der vorigen Art so ähnlich, daß nur der Unterschied der Wohnung statt hat.

Die dritte Art ist die große schwarze Ameise, die Herr Fischer, in seiner Naturgeschichte Livlands, die schwarzbraune Ameise nennt. Sie sind von mittler Größe, zwischen den vorigen beyden Arten. Sie halten sich mehrentheils unter Steinen auf. Herr Fischer bemerkt von ihnen, daß sie vor andern Ameisen besonders auf den Fang der jungen Raupenbrut ausgehen und diese von den Bäumen absuchen.

Die vierte Art ist die kleine schwarze Ameise. Diese sind, nächst der gelben Ameise, die kleinsten unter allen. Sie wohnen entweder in gewölbten Gängen unter der Erde, oder unter großen Steinen, wo sie oft bey tausenden mit ihren Larven angetroffen werden. Ihre Larven wachsen schon zeitig im Frühjahre heran, und zu Ende des Julius

später schwärmen die geflügelten im Felde umher. Sie haben das besondere, daß die Weibchen ungleich größer sind, als die Männchen, und dieser Unterschied ist so merklich, daß der Nichtkenner sie leicht für Weibchen einer ganz andern Gattung halten würde. In der Größe des ganzen Körpers gleichen sie den gemeinen Stubenfliegen, ihre Flügel aber sind breiter und länger; die obern noch einmal so lang, als der Hinterleib, die untern fast um die Hälfte kürzer. Die Männchen dieser Art sterben, bald nach der Begattung, früher als andere Arten, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, besonders bey Insekten. Die Weibchen, weil sie noch Eyer legen müßen, leben länger, doch überleben sie nicht den Winter, wie viele Weibchen der großen Holzameise, die man deswegen in den untern Höhlen des im Winter aufgegrabenen Ameisenhaufens im Winterschlafe zu finden pflegt.

Die fünfte Art ist die gelbe Ameise. Sie ist die kleinste unter allen. Man findet sie in großen Haufen in der Erde und unter den Steinen versammlet, und schon bey dem ersten Eintritte des Frühjahrs für ihre Oekonomie geschäftig. Auch

von dieser Art haben die Weibchen eine Riesengröße gegen die übrigen Männchen, und besonders gegen die Arbeiter. Würde man die Weibchen nicht in dem Neste zusammen mit den übrigen finden, so würde man sie nicht für Thiere einerley Art halten wollen.

Die sechste Art ist die röthliche Ameise mit dem Stachel. Herr Fischer im a. B. nennt sie die rothe Ameise. Sie wohnen mehrentheils unter lange gelegenen Steinen, und finden sich schon im April bey den ersten Frühlingstagen im freyen Felde. Sie haben einen Stachel, wie die Bienen, und dieser steckt inwendig im Leibe. Bey der geringsten üblen Behandlung bedienen sie sich desselben zur Vertheidigung. Ihr Stich ist auch eben so giftig, als der Stich der Bienen.

Die siebente und letzte bekannte Art ist die braune Ameise mit dem Stachel. In der Gestalt gleichen sie den vorigen, halten sich aber gern unter der losgewordenen Rinde abgestorbener Stämme, und unter Steinen auf. Sie verwandeln sich in Nymphen ohne alles Gespinnste.

Dieß sind aber noch bey weitem nicht alle bekannt